



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Save the Data!

Forschungsdaten generieren, bearbeiten, archivieren:

**Herausforderungen und Lösungsansätze in Management und Archivierung
qualitativer/ethnographischer Daten aus Sicht von Nachwuchsforschenden“**

verfasst von / submitted by

Jasmin Hilbert, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien 2023 / Vienna 2023

Studienkennzahl laut Studienblatt /
degree programme code as it appears on the student record sheet

A 066 810

Studienrichtung laut Studienblatt /
degree programme as it appears on the student record sheet

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Vielen Dank...

... an meine Forschungspartner*innen für die Zeit, die sie sich genommen haben und ohne die diese Masterarbeit nicht möglich gewesen wäre.

... an meine Kollegen und Kolleginnen von eda für ihre Literaturempfehlungen, Hinweise und Aussagen, die mich oft unverhofft auf die besten Ideen gebracht haben.

... an meinen Partner und meine Familie, die mich im Prozess des Schreibens aushalten mussten und für die (finanzielle und seelische) Unterstützung während des Studiums.

... an einen lieben Studienkollegen für das Korrekturlesen dieser Arbeit.

und im Besonderen

... an meinen Betreuer Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus für seine Unterstützung, Motivation, Geduld und die Möglichkeit der Mitarbeit bei eda, wodurch der Rahmen für diese Arbeit erst geschaffen wurde.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
Rezeption und Relevanz.....	6
Problemstellung und Zielsetzung.....	9
Aufbau der Arbeit.....	11
Qualitative Daten / Qualitative Forschung.....	13
Überblick Ethnographie.....	16
Besonderheiten ethnographischer Forschung.....	19
„Der Kontext bestimmt alles“.....	19
Interpretation durch Forschende.....	20
Beziehungen im Feld/Forschungsethik.....	21
Der intersubjektive Charakter ethnographischer Daten.....	23
Qualitative Datenarchivierung und Sekundärnutzung.....	26
Datenmanagement – Kriterien für eine Archivierung.....	27
Sekundärnutzung: Wiederverwendung archivierter Daten.....	29
Hintergründe und Anfänge.....	30
State of the Art.....	32
„living archive“: Neue Anforderungen an Datenarchive.....	32
Die Debatte im Überblick.....	34
Die Diskussion im deutschsprachigen Raum.....	37
Ergebnisse von Befragungen: Bereit, aber skeptisch.....	39
Anforderungen und Voraussetzungen für eine Archivierung.....	41
FAIR und CARE Datengrundsätze.....	42
Beispiele aus der Praxis: eda und PHAIDRA.....	44
Herausforderungen und Lösungsansätze.....	47
Kontextsensitivität.....	47
Perspektive der Forschenden.....	48
Ethische Herausforderungen.....	50
Datenschutz und Anonymisierung.....	51
Konkurrenzdenken und Schutz von Forschungspartner*innen.....	53
Andere Herausforderungen.....	54
Anonymisierung von Daten.....	55
Einwilligungserklärung/Informed Consent.....	57
Reflexion und Rekontextualisierung der Daten.....	57
Öffentlichkeitsarbeit und technische Lösungen.....	58

Personelle Lösungen.....	59
Methodik.....	61
Teilnehmende Beobachtung.....	61
Das qualitative/ethnographische (Online-)Interview.....	63
Vorstellung meiner Interviewpartner*innen und Kontaktaufnahme.....	64
Präsentation der Forschungsergebnisse.....	67
Welche Arten von Forschungsdaten werden generiert?.....	67
Kontaktaufnahme und Beziehung im Feld.....	69
Einverständnis und informed consent.....	71
Sensible Daten und ethische Herausforderungen.....	73
Anonymisierung	74
Einbindung von Beforschten.....	76
Was danach passiert: Einstellungen zur (Langzeit-)Archivierung.....	78
Bereitstellen von eigenen Forschungsdaten: Erfahrung und Bedenken.....	79
Sekundärnutzung qualitativer Daten: Vor- und Nachteile.....	83
Beantwortung der Forschungsfragen.....	85
Conclusio.....	93
Diskussion.....	93
Reflexion.....	98
Quellenverzeichnis.....	102
Abstract Deutsch.....	105
Abstract Englisch.....	106

Einleitung

Im Dezember 2021 meldete eine österreichische Tageszeitung, dass an der japanischen Kyoto University Unmengen an Forschungsdaten aufgrund eines Backup-Fehlers gelöscht worden sind. 77 Terabyte – das entspricht etwa 34 Millionen Dateien – gingen dabei unwiderruflich verloren (vgl. *red*, 2021: URL Standard). Somit ist auch das große Potential, das Forschungsdaten noch nach deren Publikation innewohnt, für immer verschwunden. Damit für Daten auch nach deren erstmaliger Verwendung ein sinnvolles „Weiterleben“ möglich ist und maximaler Nutzen aus ihnen gezogen werden kann, ist Forschungsdatenmanagement essenziell.

Datenmanagement und die Frage nach der Archivierung und Nachnutzung von Forschungsdaten bieten seit einigen Jahren ein wichtiges forschungspolitisches Diskussionsthema in Wissenschaftskreisen. Die Forderung nach Transparenz und *Open Data* trägt zusätzlich zur Aktualität dieses Themas bei. Was am Ende eines Forschungsvorhabens, nach der Erhebung, Bearbeitung, Analyse und Publikation der Ergebnisse mit Forschungsdaten gemacht wird, ist – vor allem wenn es um qualitative Forschung geht – trotz aller Vorarbeit, die in den letzten Jahren zu diesem Thema geleistet wurde, in vielen Fällen nicht klar ersichtlich.

Da vor allem in den vergangenen Jahrzehnten vorhandene qualitative Datenbestände aus den Sozialwissenschaften angewachsen sind, erlangte die Frage nach dem fortbestehenden Potential von Daten nach der Primärnutzung immer mehr an Gewicht. Dennoch gibt es auf diesem Gebiet noch gravierende Forschungslücken. Während die Möglichkeit der Archivierung von Daten quantitativer Forschungen schon seit vielen Jahren besteht und deren Wiederverwendung ohne großes Aufsehen praktiziert wird, steht ein bedeutender Teil der *scientific community* der Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten mit Skepsis gegenüber. Dies führt dazu, dass man mit den Überlegungen zum „Recyclen“ dieser Daten scheinbar noch am Anfang steht und die dafür benötigten Infrastrukturen vielerorts noch im Aufbau sind.

Eine Besonderheit unter diesen qualitativen Wissenschaften stellt die ethnographische Forschung dar. Daten, die in der Kultur- und Sozialanthropologie generiert werden, unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Charakteristika in vielen Punkten maßgeblich von Forschungsdaten aus anderen

Disziplinen und bringen hinsichtlich der Archivierung und Weiterverwendung große Herausforderungen mit sich. Die Kontextgebundenheit ethnographischer Daten oder die geringe Standardisierung sind nur wenige Beispiele für Faktoren, welche die Arbeitsweisen auf dem Gebiet der Kultur- und Sozialanthropologie ausmachen (vgl. Imeri, 2018: 69). Auch bestimmte Erfahrungen, die der/die Forscher*in im Feld macht, haben einen Einfluss auf die Daten und Ergebnisse, sind für Außenstehende jedoch nicht unbedingt daraus entnehmbar und verhelfen dem Fach zu einer Sonderstellung unter den qualitativen Wissenschaften. Gerade diese typischen Zugänge sind es jedoch, welche die Archivierung und Sekundärnutzung von ethnographischen Daten erschweren und dazu führen, dass dieses Gebiet derzeit nur marginal erforscht wurde und es auf viele relevante Fragen derzeit noch keine zufriedenstellenden Antworten gibt.

Im Rahmen meiner Masterarbeit habe ich mir aus diesem Grund vorgenommen, mich mit der Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Daten zu beschäftigen. Dabei konzentriere ich mich aufgrund meiner institutionellen Verortung vor allem auf den Umgang mit ethnographischen Forschungsdaten nach deren einmaliger Nutzung, um somit diese Forschungslücke anhand empirischer Vorgehensweise zumindest ansatzweise zu füllen. Da eine genaue Abgrenzung zwischen ethnographischen Daten und Daten aus anderen Sozialwissenschaften vor allem in der Literatur nicht immer genau getroffen wird, befasst sich der theoretische Teil dieser Arbeit auch zu einem großen Teil mit qualitativen Daten, die nicht zwingend einen ethnographischen Hintergrund aufweisen.

Die Begriffe „Ethnographie/ethnographisch/Ethnograph*in“ und „Anthropologie/anthropologisch/Anthropolog*in“ werden in dieser Arbeit von mir gleichbedeutend gehandhabt und je nach Kontext verwendet.

Rezeption und Relevanz

Auch wenn die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema verglichen mit der Archivierung und Weiterverwendung von Daten aus quantitativer Forschung noch relativ jung ist, sind rund um

die Handhabung qualitativer Forschungsdaten nach dem einmaligen Gebrauch bereits hitzige Debatten entstanden. vor allem im Zusammenhang der ethnographischen Forschung kommt es trotz des großen Interesses für die langfristige Archivierung von Forschungsdaten zu Unklarheiten und Vorbehalten, welche großteils auf die Besonderheiten ethnographischer Daten zurückgehen. Dazu zählen hauptsächlich die notwendige Kontextualisierung der Daten, Fragen zum Datenschutz oder auch die damit verbundenen Auswirkungen auf die Datenerhebung per se. In den vergangenen Jahren wurden vielfach Diskussions- und Abstimmungsprozesse von den Fachgesellschaften in Gang gesetzt, um dieses Thema einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, mit dem Ergebnis, dass trotz vieler offener Fragen und großflächiger Unklarheit die grundsätzliche Bereitschaft zum Erhalt von qualitativen Forschungsdaten gegeben ist – jedoch nur unter bestimmten Umständen (vgl. Imeri, 2018: 69f), auf die in dieser Arbeit eingegangen werden soll.

Die Wiederverwendung von Forschungsdaten war bisher zu einem großen Teil mehr den quantitativen Wissenschaften zugeschrieben; eine Sekundäranalyse ist, wenn es um qualitative Forschungsdaten geht, im gewissen Sinne immer noch eine Rarität und wurde zumindest vor einigen Jahren noch nicht als nützliche Forschungspraxis anerkannt (vgl. van den Berg, 2005: 1), ganz zu schweigen vom Umgang mit Material, das ethnographisch erhoben wurde. Besonders in diesem Bereich gibt es einige Mitglieder der *scientific community*, die nicht von der Möglichkeit einer Archivierung und Sekundärnutzung überzeugt sind. Viele Vertreter*innen sind der Meinung, dass Archivierung und Weiterverwendung ethnographischer Daten nicht funktionieren könne, da „das präreflexive ethnografische Wissen der Ethnografin sich einer technischen Archivierung versperrt“ und man zum Gelingen einer verständlichen Archivierung „auch den Körper der Ethnografin mit zu den Akten legen“ müsse (Meier zu Verl, Meyer, 2018: 81). Auch für andere Forscher*innen steht fest, dass das Adaptieren neuer Forschungspraktiken keineswegs nur positive Resonanz erzielen wird (vgl. Corti, 2018: 17).

Was für die Archivierung und Weiterverwendung qualitativer Daten spricht, lässt sich anhand einer Vielzahl an Gründen aufzeigen: Beispielsweise können Reanalysen bereits existierenden Datenmaterials neue Forschungsperspektiven aufzeigen, „etwa im Hinblick auf Themen und Felder, übergreifende Vergleiche, historische Untersuchungen, Metaanalysen oder langfristige Längsschnittstudien“ (Hollstein, Strübing, 2018: 2). Es entsteht so die Möglichkeit, gänzlich neue Fragen an altes Forschungsmaterial zu stellen und Erkenntnisse aus neuen Forschungen mit dem

Archivmaterial zu vergleichen, um beispielsweise Unterschiede zwischen den beiden Forschungszeitpunkten aufzuzeigen (vgl. ebd.: 6). Weiters kann mittels einer Sekundäranalyse bereits erhobener Daten auch Einsicht in den Forschungsprozess per se gewonnen werden, indem man die Durchführung von vergangenen Datenerhebungen rekonstruiert und das Fortschreiten des ehemaligen Forschungsprozesses so sichtbar macht (vgl. Savage, 2005: 2).

Wie sich das Ganze in der Praxis gestaltet, zeigt sich etwa im Workshop zum Thema „Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten“, abgehalten vom Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) und dem Datenservicezentrum Qualiservice an der Universität Bremen im April 2018. Dort konnte festgestellt werden, dass über ein Drittel von 50 Forschender verschiedener sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer und Vertreter*innen von Forschungsdatenzentren bereits schon selbst einmal Sekundäranalysen durchgeführt hat, jedoch dafür größtenteils eigene Daten verwendet wurden und dass die Ethnolog*innen unter den Teilnehmer*innen den Konsens einer „grundsätzlichen Zustimmung zu Formen der Recherchierbarkeit und Nachnutzbarkeit von Forschungsdaten“ (Hollstein, Strübing, 2018: 4) vertreten, auch wenn das Forschungsdatenmanagement stark vom verwendeten Datentyp abhängt (vgl. ebd.).

Auch ein Blick auf die österreichische Realität zeigt, dass die Archivierung und Sekundärnutzung von Daten sinnvoll und gewissermaßen unabkömmlich ist: Die Menge an Forschungsdaten, die jedes Jahr in Österreich verloren geht, ist enorm. Daran schuld sind häufig technische Probleme oder der Wechsel von Mitarbeiter*innen, nicht selten ist aber auch fehlendes Datenmanagement die Ursache dafür, dass empirisch erhobenes Datenmaterial nach der einmaligen Nutzung oft nicht mehr gebraucht wird und man dessen Potential verkennt (vgl. Smioski, 2011: 220). Wie auch in den Ergebnissen meiner Forschung ersichtlich ist, hat sich auch in den letzten Jahren nicht grundlegend etwas daran geändert.

Am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie gibt es seit Februar 2017 das ethnographische Datenarchiv (eda), welches als befristetes Projekt der Universitätsbibliothek Wien begonnen hat und nun dauerhaft dort eingerichtet ist. Ziel dieser Institution ist es unter anderem zusammen mit Forschenden und Datengeber*innen Möglichkeiten und Strategien zu entwickeln, mit denen ethnographische Forschungsdaten bestmöglich erhalten und weiterverwendet werden können. Dies soll in enger Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Kooperationspartner*innen und mit Blick auf die „Bedürfnisse und Besonderheiten ethnographischer Forschung“ (Eberhard,

Kraus, 2018: 49) geschehen.

Seit Oktober 2018 bin ich selbst als studentische Mitarbeiterin ein Teil dieser Institution und seither wurde mir immer mehr bewusst, wie wichtige die Aufgaben sind, die eda erfüllt und welche enormen Möglichkeiten die Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Daten nicht nur für die Universität Wien, sondern für die gesamte *scientific community* bieten könnten.

Im Rahmen meiner Mitarbeit beschäftige ich mich mit dem Aufbereiten und Archivieren von ethnographischen Forschungsdaten und sehe mich im Arbeitsalltag mit den Herausforderungen dieses Vorhabens konfrontiert. Wie mit diesen Hindernissen umgegangen werden kann, interessiert mich aus diesem Grund also nicht nur aus einem akademischen Standpunkt heraus bzw. als Thema für diese Masterarbeit, sondern mittlerweile auch aus persönlichen Gründen.

Die Idee zu dieser Arbeit ist somit zurückzuführen auf meine Beschäftigung bei dieser Institution. Mein Mitwirken am ethnographischen Datenarchiv bildet den Grundstein dieser Arbeit und initiiert so auch meine Forschung auf diesem Gebiet.

Problemstellung und Zielsetzung

Das Hauptthema dieser vorliegenden Masterarbeit bildet der Umgang mit Daten in den qualitativen Sozialwissenschaften. Dabei beziehe ich mich im Besonderen auf die Handhabung von ethnographischen Forschungsdaten in der Kultur- und Sozialanthropologie, woraus sich folgende Frage formulieren lässt: *„Wie wird in den qualitativen Sozialwissenschaften und im Besonderen in der Kultur- und Sozialanthropologie mit Forschungsdaten umgegangen?“*. Mich interessieren hierbei im Speziellen die Herausforderungen, mit denen sich Forschende im Bereich der Archivierung und Weiterverwendung ihrer Daten konfrontiert sehen und welche Lösungsansätze dafür etabliert werden können/sich bereits durchgesetzt haben. Die genaue Forschungsfrage, die ich im Rahmen meiner Arbeit beantworten möchte, lautet somit: *„Welche Herausforderungen sehen Forschende aus den qualitativen Sozialwissenschaften bezüglich der Archivierung und Sekundärnutzung ihrer Daten hinsichtlich der Charakteristika qualitativer Forschung und welche Lösungsansätze gibt es dafür?“*.

Deswegen soll sowohl auf die Grundlagen der qualitativen Forschung, sowie auf den Umgang mit qualitativen Daten im Allgemeinen eingegangen werden bzw. es soll ein Überblick über das Generieren, Archivieren und Wiederverwenden von Datenmaterial geschaffen werden, von wo aus

ich mich zur eigentlichen Forschungsfrage, den Herausforderungen und Lösungsansätzen auf dem Gebiet der Archivierung und Sekundärnutzung, vorarbeite. Im Großen und Ganzen beschäftigt sich diese Masterarbeit demnach mit den Besonderheiten der qualitativen bzw. ethnographischen Forschung und im Speziellen mit dem Archivieren und Weiterverwenden von Daten aus diesem Gebiet.

Diese Fragen sollen anhand verschiedener Vorgehensweisen beantwortet werden. Dazu gehört in erster Linie die Durchführung qualitativer Interviews, wobei Forschende der sozialwissenschaftlichen Fakultät den Großteil meiner Gesprächspartner*innen ausmachen. Davon habe ich mir erhofft, die Frage nach dem Umgang mit qualitativen Daten aus der Sicht von Sozialwissenschaftler*innen beantworten zu können und herauszufinden, wie sich Nachwuchsforscher*innen zum Thema Archivierung und Sekundärnutzung von sozialwissenschaftlichen Daten positionieren.

Einen weiteren Eckpfeiler meiner Datenerhebung stellt die Mitarbeit bei eda dar. Durch meine Mitarbeit im ethnographischen Datenarchiv hat sich mir ein guter Einblick in das Thema, dessen komplexe Zusammenhänge und ein erleichterter Einstieg ins Feld geboten, sowie die Möglichkeit, die verschiedenen Arbeitsprozesse mitzuverfolgen, welche Forschungsdaten beim Aufbereiten und Bereitstellen durchlaufen, und mich intensiv mit den Tätigkeiten als Mitarbeitende auseinanderzusetzen.

Einen dritten Teil meiner Methodik stellt die Rezeption von Literatur dar. Da die *scientific community* in den vergangenen Jahren immer wieder über den Umgang mit Forschungsdaten nach deren Nutzung diskutiert, ist dieser Sachverhalt vor allem in letzter Zeit vermehrt Gegenstand von Debatten geworden und wird nicht selten in einschlägigen Fachzeitschriften, auf Tagungen, etc. thematisiert. Das Verfolgen dieser Diskussionen hat mir also dahingehend geholfen, Antworten auf die Frage, wie sich die Debatte hinsichtlich der Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Daten in der *scientific community* gestaltet, zu finden.

Ziel meiner Forschung ist es, aufzuzeigen, was die Herausforderungen auf dem Gebiet der Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Daten in den Augen von Nachwuchsforscher*innen sind und welche möglichen Lösungsansätze es dafür gibt.

Da ich mich bereits seit über vier Jahren auch in einem institutionellen Setting mit dieser Frage beschäftige, ist die Intention, die ich mit dieser Forschung verfolge, nicht nur die Fertigstellung dieser Arbeit, sondern soll so gut dies möglich ist, auch „unserem“ ethnographischen Datenarchiv (eda), verwandten Institutionen oder anderen Forscher*innen, die sich in irgendeiner Weise mit der Archivierung und Weiterverwendung von qualitativen Daten beschäftigen, von Nutzen sein.

Aufbau der Arbeit

Diese Arbeit ist in vier größere Abschnitte geteilt.

Im ersten Block wird ein theoretischer Überblick über das Thema gegeben. Erkenntnisse aus intensiver Literaturrecherche sind in einzelne Teile gegliedert. Im ersten Kapitel „Qualitative Daten/Qualitative Forschung“ werden qualitative Daten und qualitative Forschung im Allgemeinen beschrieben, um in den darauffolgenden Seiten einen kurzen Überblick über die Ethnographie und die ethnographische Sozialforschung zu geben. Im Anschluss wird in einem eigenen Kapitel über die Besonderheiten der Ethnographie diskutiert: Dabei wird unter anderem auf die Relevanz des Kontexts für die ethnographische Forschung und die schwierige Trennung zwischen Erhebung und Auswertung der Daten eingegangen. Ein weiterer kurzer Abschnitt widmet sich der eingehenden und meist lang andauernden Beziehung zum Forschungsfeld und dessen Akteur*innen, um weiters noch auf den intersubjektiven Charakter von ethnographischen Daten einzugehen, der in den Augen der *scientific community* einer der Hauptgründe gegen eine Langzeitarchivierung von ethnographischen Daten ist. Daran anschließend werden im Kapitel „Qualitative Datenarchivierung und Sekundärnutzung“ wichtige Erkenntnisse aus der Literatur zu den Themen Datenmanagement und Weiterverwendung von Daten besprochen, weiters wird auf die Hintergründe und Anfänge der Datenarchivierung in Europa eingegangen und beschrieben, welche Rahmenbedingungen dafür

erforderlich sein müssen. Wie sich diese Überlegungen in der Praxis gestalten und was bisher auf diesem Gebiet erreicht wurde, wird im Kapitel „State of the Art“ aufgezeigt. Unter anderem werden dabei aktuelle Debatten rund um das Thema aufgegriffen und auf die Diskussion im deutschsprachigen Raum, sowie auf Ergebnisse aktueller Untersuchungen eingegangen. Auch ein kurzer Überblick über die Einrichtungen eda und PHAIDRA wird geboten. Bevor die Methodik und Forschungsergebnisse präsentiert werden, werden im Kapitel „Herausforderungen und Lösungsansätze“ die Schwierigkeiten auf dem Gebiet der qualitativen Datenarchivierung aus der Literatur beschrieben und es wird darauf eingegangen, welche potentiellen Lösungen es dafür geben könnte. Dabei werden vor allem die gängigen Probleme wie die Kontextsensitivität, Datenschutz und ethische Herausforderungen beleuchtet und Lösungsansätze vorgestellt.

Der zweite Abschnitt dieser Masterarbeit befasst sich mit der Methodik. Der theoretische Hintergrund zur Teilnehmenden Beobachtung bzw. zum Durchführen von Interviews wird beschrieben, wobei ich unter anderem auf die Besonderheiten des Online-Interviews eingehe, da meine Forschung pandemiebedingt größtenteils online stattgefunden hat. Daran anschließend werden noch meine Forschungspartner*innen vorgestellt, bevor im folgenden Abschnitt meiner Arbeit meine Ergebnisse präsentiert werden.

Im dritten Abschnitt werden die Ansichten meiner Teilnehmer*innen zu den Themen Forschungsdaten, Kontaktaufnahme und Beziehung im Feld, Einverständniserklärung, sensible Daten und ethische Herausforderungen, Anonymisierung, Einbindung von Beforschten, Einstellung zur Langzeitarchivierung und dem Bereitstellen von Forschungsdaten vorgestellt.

Im vierten und letzten Abschnitt der Arbeit werden die anfangs gestellten Fragen beantwortet. Die Ergebnisse werden diskutiert, mit den Aussagen aus der Literatur verglichen und in einen Kontext gebracht. Als letzten Punkt beschreibe ich in der Reflexion wie es mir im Forschungsprozess ergangen ist und rekapituliere die Forschung aus meiner Sicht.

Qualitative Daten / Qualitative Forschung

Um meine Fragestellung zu beantworten bzw. um sich mit dem Thema der qualitativen Datenarchivierung überhaupt beschäftigen zu können, ist es essenziell sich mit Grundlagen der qualitativen Sozialforschung auseinanderzusetzen. Aus diesem Grund werde ich den theoretischen Teil meiner Masterarbeit damit beginnen, zu erklären, wie qualitative Daten generiert werden und was sie im Hinblick auf deren Archivierung und Weiterverwendung von quantitativen Daten unterscheidet.

Für alle Fächer, die sich mit den Grundlagen der qualitativen Forschung in den Sozialwissenschaften auseinandersetzen, gibt es zahlreiche Erhebungsmethoden, ebenso ein großes Sortiment an unterschiedlichen Datensorten, Datentypen und Datenformaten. Je nach Wahl der Forschungsmethode unterscheiden sich auch die Forschungsdaten. So gibt es beispielsweise abhängig von der verwendeten Praxis textbasiertes, visuelles oder audio-visuelles Datenmaterial. Dabei wird die Art des methodologischen Zuganges vielmehr von der Natur der Fragestellung beeinflusst, als dass eine Präferenz für eine bestimmte Vorgehensweise vom erkenntnistheoretischen Verständnis des/der Forscher*in abhängt. Der praktische Aspekt ist bei der Wahl der Erhebungsmethode also oftmals entscheidender als der philosophische (vgl. Heaton, 2004: 56).

Im Unterschied zu quantitativen Daten werden qualitative Daten in einem Setting nah am Menschen generiert und resultieren aus einer Interaktion zwischen Forscher*innen und Teilnehmer*innen, weshalb qualitative Daten häufig sensible Informationen über die erforschten Personen beinhalten und oft in gewisser Weise in deren persönliches Umfeld eingreifen (vgl. Corti et al. 2000: 12). Im Gegensatz zu quantitativer Wissenschaft will die qualitative Forschung die „soziale Wirklichkeit von innen heraus, aus der Sicht der Befragten“ (Smioski, 2012: 176) verstehen. Judith Brown sieht es beispielsweise als Aufgabe von qualitativenr Wissenschaftler*innen, mit allen Bereichen menschlicher Erfahrung umzugehen bzw. vorrangig die Rolle eines/r Zuhörer*in einzunehmen und beschreibt die Tätigkeit von qualitativ Forschenden folgendermaßen:

„Qualitative researchers deal with the lived experience of participators; this inevitably includes the non-rational, the emotional and feeling aspects, of the participators actuality.

Investigators must be able to handle all realms of human experience – not to analyze them, not even to understand them, but to be able to listen and truly take in the meaning of the other's lived experience.“ (Brown, 1996: 32).

Im Zuge des Forschungsprozesses ist der/die Forscher*in zu einem großen Teil im Feld beteiligt und fungiert somit als Verbindung zwischen Beforschten und einem möglichst klaren Abbild der sozialen Wirklichkeit. In diesem Zusammenhang kommt der forschenden Person eine große Bedeutung hinsichtlich der Qualität der erhobenen Daten zu: Die Aufgabe des/der Forschenden ist es, bestimmten Faktoren dieser sozialen Wirklichkeit im Forschungsprozess eine Relevanz zu geben und (für die Fragestellung unwichtige) Informationen auszufiltern. Es ist de facto also kaum möglich „objektive“ Daten zu generieren und die persönliche Erfahrung des/der Forschenden unerwähnt zu lassen, zumal man als Feldforscher*in nicht als reine „Aufzeichnungsmaschine“ (von Kutzschenbach, 1982: 14) fungiert, sondern primär als Mensch mit eigener kultureller Zugehörigkeit und bestimmter Sozialisation am Geschehen beteiligt ist bzw. es in gewissem Maß beeinflusst. Demzufolge schwingt in jeder Aufzeichnung qualitativer Forschung immer eine bestimmte Menge an Interpretation des/der Forschenden mit.

Irena Medjedovic bezeichnet den/die Forscher*in selbst in diesem Zusammenhang als „Instrument der Erhebung“ (Medjedovic, 2007: 205) und vertritt die Meinung, dass die Qualität erhobener Daten stark von der Vertrauensbeziehung zwischen Forschenden und Beforschten abhängt. Auch Elisabeth Huber schreibt in ihrem Artikel über affektive Dimensionen von Forschungsdaten unter anderem darüber, dass die gesellschaftlichen Phänomene nie vollständig in den Forschungsdaten abgebildet werden können: „Die Repräsentation eines Phänomens ist in diesem Sinne bereits eine Repräsentation zweiter Ordnung, denn die Wirklichkeit wird durch die Wahrnehmung der Forschenden oder mithilfe von Forschungsinstrumenten gefiltert und in Daten übersetzt“ (Huber, 2019: 8). Demzufolge kann eine (soziale) Wirklichkeit also in Datenform gar nicht abgebildet werden: Laut Huber ist es die Aufgabe von qualitativ Forschenden eine metaphorische Brücke in Form von Aufnahmen, Fotografien, Feldtagebüchern, etc. zu bauen und Verbindungen zwischen der Ebene der eigenen Wahrnehmung und der Ebene der Repräsentation der Beforschten herzustellen (vgl. ebd). Qualitative Daten sind in diesem Zusammenhang also das Ergebnis einer Interaktion zwischen beiden in den Forschungsprozess involvierten Parteien und können dadurch nicht als für sich alleinstehend betrachtet werden. Sie sind abhängig von der Situation und dem Kontext der Erhebung und unterscheiden sich dadurch wesentlich von Daten aus quantitativen Forschungen (vgl. Smioski, 2012: 217ff). Jede qualitative Forschung ist somit zu einem gewissen

Grad durch die individuelle Wahrnehmung der forschenden Person gefärbt, sodass die daraus resultierende Daten in bestimmter Weise durch die Anschauungen des/der Wissenschaftler*in mehr oder minder beeinflusst werden.

Weiters sind Kontexte verschiedenster Natur (historisch, politisch, institutionell, theoretisch, epistemologisch, etc.) immer in die Forschung eingebettet und prägen diese entscheidend mit (vgl. Backett-Milburn et al., 1998: 742ff). Um diesen „Grad der Beeinflussung“ möglichst gering zu halten, ist eine größtmögliche Transparenz der erhobenen Forschungsdaten essenziell, basiert Forschung zusätzlich nämlich zu einem großen Teil auf der Basis von Erinnerungen der/des Forschenden; dem impliziten Kontextwissen von Primärforschenden kommt somit eine wichtige Rolle zu.

Um diese Erfahrungen und Erlebnisse im Feld festhalten zu können, wird für gewöhnlich auf Feldnotizen oder Forschungstagebücher zurückgegriffen. Neben den konkreten Beobachtungen und Erkenntnissen werden dort jedoch auch die persönlichen Eindrücke und Gefühle des/der Wissenschaftler*in festgehalten, welche angesichts ihres intimen Charakters allerdings in den meisten Fällen nicht publiziert werden. Für den Kontext und die Schlüssigkeit der Daten sind diese jedoch von enormer Wichtigkeit (vgl. Backett-Milburn et al., 1998: 735).

Überblick Ethnographie

Da diese Masterarbeit am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie geschrieben wurde und der Fokus meiner Forschung auf der Archivierung und Wiederverwendung von ethnographischen Daten liegt, soll im Folgenden ein Überblick über ethnographische Forschung bzw. ethnographische Daten gewonnen werden.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhundert hat sich die Anthropologie als Wissenschaft etabliert, damals noch zu einem großen Teil im Zusammenhang mit der kolonialen Verwaltung nichtwestlicher Völker: Ethnograph*innen, Reisende und Missionar*innen erkundeten die Welt, um fremde Orte zu erforschen. Ausbeutung, Missionierung und Sklaverei waren häufig die Folge. Das Erforschen von Menschen mit anderem kulturellen Hintergrund stand schon damals im Zentrum dieser Unternehmungen. Bereits zu Beginn des Faches versuchte man Abstammungen herzuleiten, kulturelle Entwicklungen zu erforschen und mithilfe von Methoden zu belegen (vgl. Kramreither, 2021: 2). Seit den Anfängen der Disziplin hat sich jedoch vor allem die Methodik einer großen Veränderung unterzogen.

War zu Beginn der Institutionalisierung des Faches eher die Rolle des Armchair-Ethnologen vorherrschend, der das ethnographische Material derer analysierte, die Daten erhoben, sind Forscher*innen aufgrund wachsender Popularität der empirischen Feldforschung seit den Forschungen von Bronislaw Malinowski und weiteren Vertreter*innen dieser Zeit selbst im Feld tätig und die Teilnehmende Beobachtung wurde unter anderen zu einer der bekanntesten und wichtigsten Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Dabei ist es grundsätzlich so, dass Forschende vor Ort oftmals über einen längeren Zeitraum inmitten der Beforschten leben und sich bestmöglich in die fremde Gruppe zu integrieren versuchen, um so als Mitglieder der Gesellschaft am Leben teilzunehmen (vgl. Eberhard, 2020: 170).

Die Ethnographie ist durch ihren Methodenpluralismus gekennzeichnet, kann trotz der Relevanz und der häufigen Verwendung dieser Methode also nicht auf die Teilnehmende Beobachtung und die daraus entstandenen Beobachtungsprotokolle reduziert werden: Das Durchführen von Interviews, Anfertigen von Video- oder Audioaufzeichnungen und Dokumenten etc. gehören ebenso zum Forschungsprozess eines/r Ethnograph*in, wie das Mitwirken am alltäglichen Leben fremder Gesellschaften. Dabei bedient man sich häufig aus dem Methodensortiment benachbarter Sozialwissenschaften, wie beispielsweise der Soziologie und ergänzt sie bzw. passt sie an die

Bedingungen im jeweiligen Forschungskontext an (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 82). Dies führt meist zu einem Mix aus qualitativen Forschungsmethoden, die sich gegenseitig beeinflussen und aufeinander Bezug nehmen, welche Methoden bzw. welcher Aspekte davon jedoch schlussendlich im Feld Verwendung finden und wie genau sie umgesetzt werden, entscheidet sich anhand des Forschungsinteresses oder der vorherrschenden forschungspraktischen Situation. Feldforschungen sind aufgrund der Abhängigkeit von Situation und Forscher*in in den allermeisten Fällen nämlich nicht wiederhol- bzw. planbar. Diese Eigenschaft stellt neben anderen ein Charakteristikum ethnographischer Forschung dar, welche das Archivieren und Wiederverwenden von Daten erschwert (vgl. Harbeck et al.: 2018:128).

Ethnographische Forschung gilt als ergebnis- und prozessoffen, abhängig vom jeweiligen Kontext, sozial eingebettet und kann nicht in unterschiedliche Phasen geteilt werden, sondern muss integriert verstanden werden (vgl. Kraus, Nindl, 2022: 7). Durch Beobachtung soll alltägliches Geschehen einer Beschreibung und Analyse unterzogen werden, laut Ballsun-Stanton soll auf diese Weise das Handeln bzw. das Denken von Individuen bzw. ganzer Gruppen begriffen werden. Das Erfahrene verlangt jedoch nach einer Interpretation und Kontextualisierung, um herauszufinden, welche Relevanz das Beobachtete für die Forschung hat (vgl. Ballsun-Stanton, 2012:18). Dabei ist wichtig zu betonen, dass ethnographische Daten eine Darstellung eines interaktiven Forschungsprozesses sind und eine unabhängige Realität nie abgebildet werden kann (vgl. Kraus, 2022: 219).

Erst als die Kultur- und Sozialanthropologie als Forschungsfeld etabliert wurde, war die Disziplin stark in ungleiche Machtverhältnisse verwickelt und hatte den Ruf als koloniale Hilfswissenschaft. Auch heutzutage findet die Forschung zu einem Teil mit erkennbarem Machtgefälle statt, wenn beispielsweise marginalisierte Gruppen wie Minderheiten, Flüchtende oder gesellschaftliche Randgruppen (innerhalb oder außerhalb des eigenen kulturellen Backgrounds) von westlichen (angehenden) Akademiker*innen erforscht werden. Die Datengewinnung bzw. der Erkenntnisgewinn findet jedoch meist unter gegenseitiger Einflussnahme zwischen Ethnograph*innen und Forschungspartner*innen statt: Ethnographisches Wissen entsteht somit anhand einer Verknüpfung und Kombination unterschiedlichster Wissensformen, Meier zu Verl und Meyer sprechen dabei von einem „erkenntnis- und sozialtheoretischen Pluralismus, der sich direkt auf die Konstitution ethnographischer Daten auswirkt“ (Meier zu Verl, Meyer, 2018: 86). Das Verständnis von Forschung als „kollaborativen Prozess gemeinsamer Wissensproduktion“ (Kraus,

Nindl, 2022: 4) zwischen Forschenden und Forschungssubjekten ist in der Ethnographie ausgeprägter als in anderen Wissenschaften.

Ebenso wie es notwendig ist, historische Forschungsdaten im Kontext von Evolutionismus, Sozialdarwinismus, Rassismus, etc. zu betrachten (vgl. Kramreither, 2021: 3), können auch Daten, die in der gegenwärtigen ethnographischen Forschung gewonnen werden, nicht ohne ihren Hintergrund betrachtet werden.

Besonderheiten ethnographischer Forschung

Unter den qualitativen Wissenschaften nehmen die Ethnologie bzw. die Daten, die in der Ethnologie generiert werden, eine Sonderstellung ein. Im Folgenden sollen dabei ein paar Charakteristika der ethnographischen Forschung beleuchtet werden, die in meinen Augen die wichtigsten Gründe darstellen, weshalb die Archivierung und Weiterverwendung qualitativer Daten in Wissenschaftskreisen Kontroversen auslöst.

„Der Kontext bestimmt alles“

Wie bereits angesprochen wurde, beeinflusst die Distanz der Forschenden zur Gruppe bzw. die räumliche und menschliche Nähe der Akteur*innen zueinander die Forschung maßgeblich. Aus diesem Grund ist es essenziell, die Forschungsdaten in einen Kontext zu setzen und diesen bestmöglich abzubilden.

Was unter Forschungsdaten verstanden wird, unterscheidet sich von Disziplin zu Disziplin, vor allem in der Kultur- und Sozialanthropologie kommt jedoch einer bestimmten Kategorie von Daten, nämlich den Kontextdaten/Metadaten eine besonders große Bedeutung zu. Meier zu Verl und Meyer sehen den Körper des/der Ethnograph*in als das „primäre Forschungsinstrument“ in der Ethnographie, da dort das Wissen angereichert wird, welches notwendig ist, um empirisches Material zu verstehen, zu interpretieren und in Daten umzuwandeln (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 83). Die Analyse und Interpretation von Forschungsdaten geschieht nicht erst nach der Datengenerierung, sondern beginnt zu einem geringen Teil bereits vor Ort und dauert bis zur Publikation der Ergebnisse. Dabei kann das Datenmaterial über den gesamten Forschungsprozess hinweg interpretiert, reflektiert, dokumentiert und mit Beschreibungen versehen werden (vgl. Mosconi et al., 2019: 779).

Damit Daten jedoch auch von Personen verstanden und verwendet werden können, die nicht unmittelbar an Forschungssituationen beteiligt waren, bedarf es einer besonderen Art von Daten, nämlich Metadaten bzw. Kontextdaten. Diese werden benötigt, um situationsbezogene Information für andere Personen, als den/die Primärforscher*in zu rekapitulieren und aufzuzeigen, wie der Entstehungskontext dieser Daten war. In gewisser Weise handelt es sich dabei also um Daten über Daten (vgl. ebd.: 759ff) bzw. um Information, die benötigt wird, um Forschungsdaten auf sinnvolle Weise mit anderen Personen zu teilen: „A sort of everything you need to know about

my data“ (ebd.: 770). Dabei wird Kontext definiert als das von der Forschungsbeziehung abhängige Wissen bzw. das körperlich-sinnliche Erfahren des/der Ethnograph*in, das nur im überschaubaren Rahmen in Datenform abgebildet werden kann (vgl. Imeri, 2018:72).

Obwohl Kontextdaten/Metadaten essenziell sind, wenn es darum geht, Forschungsdaten zu archivieren oder wiederzuverwenden, sind nicht alle Forschenden bereit, diese zugänglich zu machen. Welche Art von Information Ethnograph*innen bereitstellen möchten ist abhängig von verschiedenen Faktoren und umfasst eine Bandbreite, die sich über Daten zu Beginn der Forschung bis hin zu Ergebnissen am Ende des Projektes erstreckt und alles dazwischen inkludiert (vgl. Strickert, 2020: 7).

Interpretation durch Forschende

Auch die häufige Untrennbarkeit zwischen Erhebung und Auswertung der Daten stellt ein Merkmal von ethnographischen Daten dar. Während es in der quantitativen Forschung beispielsweise eher eine Seltenheit ist, projektspezifische Daten immer wieder aufs Neue zu erheben und man sich meist auf die Forschungsergebnisse von Vorreiter*innen verlässt (und die Archivierung und Sekundärnutzung von Forschungsdaten sich somit als vergleichsweise unproblematisch erweist), sind in qualitativen Wissenschaften, wie beispielsweise in der Kultur- und Sozialanthropologie, die Genese und Analyse von Forschungsdaten eng miteinander verbunden (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 2). Meier zu Verl und Meyer definieren ethnographische Daten als relationale Wissensobjekte, deren Bedeutung abhängig ist von Fragestellungen oder anderen Wissensobjekten. Aus diesem Grund entstehen Forschungsdaten erst durch die Arbeit von Ethnograph*innen, welche durch deren persönliche Auseinandersetzung mit Forschungssituationen empirische Wissensobjekte in Forschungsdaten verwandelt (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 82). Dies würde also heißen, dass qualitative Daten bereits im Zuge ihrer Erhebung von Forscher*innen interpretiert werden und in ihrer objektiven Rohform gar nicht existieren, sondern durch das bereits bestehende Wissen der Forschenden in passende Daten überführt werden. Dazu schreiben Meier zu Verl und Meyer, dass wir,

„wenn wir von ethnografischen Wissensobjekten sprechen – zunächst von im Verlauf der Forschung produzierten wissenschaftlich unterdeterminierten Proto-Daten, Konstrukten, Spuren oder auch Momentaufnahmen und Repräsentationen ausgehen. Was zum wissenschaftlich relevanten Datum wird, kann nicht vorab wissenschaftstheoretisch

festgelegt werden, sondern ist kontingent und ergibt sich erst aus der situiert verkörperten Forschung und deren (impliziten) Praktiken der Ethnograph*in.“ (ebd.: 83).

Jene Daten, die bereits erhoben wurden, aber sich noch nicht als wissenschaftlich relevante Forschungsdaten erwiesen haben, sondern erst durch die Interpretation des/der Ethnograph*in zu solchen gemacht werden müssen, bezeichnen Meier zu Verl und Meyer als „Daten-Kandidaten“ (ebd.). Ich, als Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie, stimme dieser Aussage zu, dennoch muss man in meinen Augen sehr wohl differenzieren. Als Forschende*r sollte man meiner Meinung nach schon versuchen, sich zumindest zum Zeitpunkt der Erhebung bestmöglich mit der eigenen Interpretation zurückzuhalten und Daten zu generieren, die für Personen, die nicht primär an der Forschung beteiligt waren, gewissermaßen nachvollziehbar sind. Seine eigene Person komplett von der Forschung auszuklammern wird nicht gelingen und sollte auch gar nicht das Ziel sein, seine Empfindungen bei der Forschung zu reflektieren und für mögliche Sekundärnutzer*innen zugänglich zu machen, erscheint mir aus diesem Grund jedoch sinnvoll und essenziell.

Ähnlich sieht es auch Clifford Geertz: Wenn er über die Rolle von Ethnograph*innen im Feld schreibt, behauptet er unter anderem, dass sie nicht nur die Lesenden davon überzeugen müssten, wirklich im Feld gewesen zu sein, sondern auch davon, dass diese dasselbe gesehen, dasselbe empfunden und dasselbe gefolgert hätten, wären auch sie im Feld gewesen (vgl. Geertz, 1993: 23).

Wie Forschende Daten interpretieren bzw. mit welchem (Vor-)Wissen Wissenschaftler*innen während des Forschungsprozesses agieren, hängt jedoch nicht nur von ihrer eigenen Person ab, sondern wird in entscheidendem Maße davon beeinflusst, wie sich deren Beziehungen zu den Akteur*innen im Feld gestaltet.

Beziehungen im Feld/Forschungsethik

Die ethnographische Feldforschung unterscheidet sich vom Grunde auf von anderen wissenschaftlichen Tätigkeiten. Eine Besonderheit stellt die eingehende und meist lang andauernde Beziehung zum Forschungsfeld und dessen Akteur*innen dar, die in vielen Fällen über die reine Datenerhebung hinausgeht. Ethnographische Forschung beruht auf dem Eintritt in ein soziales Feld und dem Knüpfen von Beziehungen, der Kommunikation und Interaktion mit

Forschungssubjekten (vgl. Kraus, Nindl, 2022: 6ff).

Während die Position im Feld und die Stellung des/der Forschenden hinsichtlich Alter, Geschlecht, etc. natürlich relevante Faktoren in der ethnographischen Forschung sind, kommt der Beziehung zwischen Ethnograph*in und den Akteur*innen im Feld die größte Bedeutung zu (vgl. Eberhard, 2020: 266): Um Forschungsdaten produzieren zu können, muss vorerst eine umfangreiche Beziehung zur beforschten Gesellschaft im Feld aufgebaut werden. Forschende erhalten bei ihrer Tätigkeit oft einen Einblick in sehr persönliche Lebensbereiche ihrer Forschungspartner*innen. Nicht selten sind die Informationen, die dadurch erhalten werden, sensibel und können mitunter für die Beteiligten gefährlich werden, wenn sie in die falschen Hände gelangen oder wenn nicht sorgsam mit ihnen umgegangen wird (vgl. Breidenstein et al. 2013: 60ff).

Die Beforschten interessieren sich häufig selbst für den Ausgang der Forschung und die Forschungsergebnisse, beeinflussen zu einem gewissen Grad Forschungsfragen, das Design und den Prozess der Forschung, sowie auch deren Interpretation. Häufig wird auch gemeinsam mit der indigenen Bevölkerung oder lokalen Institutionen entschieden, was von wem auf welche Weise erforscht werden kann bzw. wozu keine Forschung durchgeführt werden darf (vgl. Eberhard, Kraus: 2018: 47). Auf die Bedürfnisse der *source community* einzugehen bzw. ihr einen Zugang zum Datenmaterial zu geben, wenn dies gewünscht wird, ist somit auch ein wichtiger Ansatzpunkt hinsichtlich Forschungsethik. Eberhard und Kraus sprechen in diesem Fall von einer „Koproduktion von Wissen“ (ebd.).

Aufgrund der forschungsethischen Herausforderungen bezeichnet Sabine Imeri ethnographische Forschungsdaten als „schwierige Daten“, wenn es um Datenmanagementprozesse geht (vgl. Imeri, 2018: 70). Durch die mögliche Veröffentlichung von ethnographischen Forschungsdaten oder der Forschungsergebnisse können die beforschten Gruppen oft ungewollt identifiziert werden, weil in vielen Fällen eine Anonymisierung mit viel Aufwand verbunden wäre oder Personen nicht anonymisiert werden können, da dies die Forschungsdaten gegebenenfalls unbrauchbar machen würde. Bei Themen, die Forschungsteilnehmer*innen beispielsweise unnötigen Gefahren aussetzen würde, ist es umso wichtiger, eine verantwortungsvolle Herangehensweise zum Umgang mit sensiblen Forschungsmaterial zu entwickeln (vgl. Eberhard, 2020: 265). Eine Einverständniserklärung der Beteiligten ist aus diesem Grund forschungsethisch begrüßenswert, aber auch heute im Feld noch kein fixer Bestandteil der ethnographischen Forschung. Für den Schutz beforschter Gruppen ist die Einhaltung ethischer Standards jedoch essenziell.

Neben den Beziehungen im Feld beeinflussen auch andere persönlichen Erfahrungen der

Forschenden ihre Auffassung von der Umwelt. Häufig werden auch die Person der Forschenden selbst in den erhobenen Daten sichtbar (vgl. Imeri, 2018: 75).

Der intersubjektive Charakter ethnographischer Daten

Das größte Unterscheidungsmerkmal zwischen qualitativen und quantitativen Daten stellt die Präsenz des/der Forscher*in im Prozess der Datenerhebung dar, das Hauptargument von Archivierungsgegner*innen ist meist die mangelnde Objektivität in der qualitativen Forschung.

Ethnographische Daten sind stark kontextabhängig und bilden eine Wirklichkeit ab, die durch eine spezifische Fragestellung bereits eingeschränkt ist, sie sind in den Augen von Meier zu Verl und Meyer „keine allgemeinen oder objektiven Repräsentationen sozialer Wirklichkeit, sondern Artefakte, Konstrukte und Spuren, die erst in einem transformativen Prozess verobjektiviert werden“ (Meier zu Verl, Meyer, 2018: 87).

Aufgrund der intensiven Verortung des/der Ethnograph*in im Forschungsfeld können qualitative Daten wahrscheinlich nie denselben Objektivitätsanspruch erfüllen, wie quantitative Daten es tun. Dies müssen sie aber auch nicht, weil ethnographische Daten gar nicht im selben Ausmaß wie quantitative Daten objektiv sein können.

„Mangelnde“ Objektivität stellt im Fall ethnographischer Forschung also kein großes Problem dar, wenn sich Forschende ihrer Rolle im Feld bewusst sind und über ihr eigenes Wesen nachdenken bzw. ihre Bedeutung für die Datenerhebung reflektieren. Demnach muss sich ein/e Anthropolog*in sowohl der lokalen Kultur als auch seiner/ihrer eigenen kulturellen Zugehörigkeit bewusst sein, um eine analytische, vergleichende Darstellung von beidem zu geben (vgl. Eriksen, 2010: 30).

Laut Gerhard von Kutzschenbach gibt es in der Ethnographie nur den persönlichen Zugang zu Daten. Für ihn ist der Anspruch auf Objektivität ein unerfüllbarer, jedoch sieht er der Ethnographie einen anderen Objektivitätsanspruch zugrunde liegend. Seiner Meinung nach wird die Rolle der Forschenden zu einem bedeutenden psychologischen Faktor, wenn es zur Interpretation der Forschungsdaten kommt: Die Perspektive des/der Ethnograph*in verfälscht oder verzerrt das Datenmaterial nicht, sondern führt dazu, dass die Wirklichkeit relativ zum Standpunkt des/der Forscher*in wahrgenommen wird und man sich dieser Perspektive bewusst sein muss (vgl. von Kutzschenbach, 1982: 91). Gerhard von Kutzschenbach sieht Objektivität als ein „aufgegebenes Ziel [...], dem der Forscher sich dadurch nähert, dass er sich zur Struktur seiner Auseinandersetzung mit

dem Objekt in die Rolle des Dritten begibt.“ (ebd., 1982: 93). Die Sichtweise eines Dritten kann nur gewonnen werden, wenn der/die Forschende sich von sich selbst distanziert, was bedeutet, dass Objektivität in seinen Augen mehr als Prozess gesehen wird und weniger als Zustand. Daher bezieht sich Distanz nach von Kutzschenbach auf „die Reflexion der jeweiligen Perspektive des Untersuchers und des von ihm wahrgenommenen Untersuchungsgegenstands“ (ebd.) und nicht als Haltung des/der Forschenden gegenüber einer beforschten Person.

Dennoch ist es nicht ausreichend, ganz auf den Begriff der Objektivität zu verzichten, dieser muss jedoch für die ethnographische Forschung neu definiert werden. Stefan Thomas geht beispielsweise in diesem Fall davon aus, dass Ethnograph*innen eine eigene Fremdheit in sich tragen, die sich auf das Beforschen eines fremden kulturellen Systems positiv auswirkt: Dabei spricht er von „eigener Objektivität“ (Thomas, 2019: 22).

Bei der ethnographischen Forschung nehmen verschiedene äußerliche wie auch innerliche Faktoren auf die Datenerhebung Einfluss und prägen somit auch den Outcome der Forschung bzw. die Forschungsdaten. Im Forschungsprozess spielt nicht nur der Kontext eine Rolle, sondern auch die Person des/r Forscher*in, wie zum Beispiel die Abstammung aus einer eher privilegierten oder wohlhabenderen Gesellschaft. Solche Machtgefälle schwingen im Feld natürlich mit (vgl. Eberhard, 2020: 171). Identität nach Geschlecht, Nationalität oder Klasse müssen immer mitberücksichtigt werden, wenn es zu einer Forschungsstation kommt, denn diese Faktoren hängen stark mit Informationen zusammen, die man sammeln möchte bzw. schlussendlich sammeln kann. Was der/die Ethnograph*in mit in die Forschung bringt ist ebenso wichtig wie die verwendeten Methoden zur Datenerhebung und kann das gesamte Ergebnis der Forschung und die Qualität der Daten maßgeblich beeinflussen. Die eigene kulturelle Verortung muss dabei ebenso berücksichtigt werden, wie eine mögliche Voreingenommenheit der Forschungssubjekte gegenüber den Forschenden. Aus diesem Grund gehört eine kritische Reflexion des eigenen Verhaltens und der eigenen Person zu den Grundlagen der ethnographischen Forschung (vgl. Kramreither, 2021: 3).

Stefan Thomas definiert einen gelungenen Forschungsprozess wie folgt: „Eine gute ethnografische Beschreibung arbeitet die emische Perspektive heraus, nimmt aber zugleich eine etische Perspektive ein.“ (Thomas, 2019: 24). Die Verortung des/der Ethnograph*in ist bei der Datenerhebung jedoch kein irrelevantes Detail, vielmehr wird sowohl die Wahrnehmung des Feldes, als auch das eigene Agieren im Forschungsprozess vom persönlichen Zugang des/der

Wissenschaftler*in geformt. Um gültiges Material zu erlangen, sollte der/die Forscher*in also die Rolle der eigenen Person stets reflektieren und dokumentieren – und nicht nur äußere Faktoren mit einbeziehen, sondern sich auch der Möglichkeit einer übereilten Interpretation von Daten aufgrund des eigenen emotionalen Zuganges bewusst sein (vgl. Eberhard, 2020: 171).

Dies führt zu einer Herausforderung im Bereich der qualitativen Datenarchivierung: Daten, für die man umfassendes Orientierungswissen und quasi einen Einblick in das Innenleben der forschenden Person benötigt, sind nur bedingt nachnutzbar. Auch die Tatsache, dass ethnographisches Material häufig in vorinterpretierter Form vorliegt und der/die Ethnograph*in seinen/ihren persönlichen *bias* (unabsichtlich) in die Daten miteinfließen hat lassen, verstärkt diese Schwierigkeiten (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 88). Nach Stefan Thomas sind sich viele Ethnolog*innen der Subjektivität der Forschungssituation nicht bewusst und verkennen ihre Bedeutung, oft wird diese sehr starke persönliche Einbringung in den Forschungsprozess als „unvermeidlich und unlösbar“ hingenommen (Thomas, 2019: 9).

Aus diesem Grund erscheint es mir sinnvoll, den Begriff der „Intersubjektivität“ zu verwenden, wenn es darum geht, ethnographisches Forschen und die Rolle des/der Feldforscher*in in einen Kontext zu setzen. Für Tom Moderlak ist jedes menschliche Handeln intersubjektiv, da das Bild, das ein Mensch von sich hat, erst aus der Kommunikation zwischen ihm und seinem Gegenüber entsteht und die Perspektive des/der Anderen auch die eigene bedingt. Nur durch die Intersubjektivität, in seinen Augen ein grundlegendes Spezifikum des Menschen, „setzt der Mensch sich in ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst, erschafft künstliche Realitäten, handelt reflexiv und moralisch“ (Moderlak, 2016: 117). Um also beispielsweise eine fremde Gesellschaft vollends erforschen zu können, muss sich der/die Forscher*in bewusst sein über die Rolle, die er in den Augen dieser Kultur einnimmt und die eigene Person stets reflektiert betrachten.

Qualitative Datenarchivierung und Sekundärnutzung

Um qualitative Forschungsdaten nach der einmaligen Nutzung weiterverwenden zu können, ist gutes Datenmanagement notwendig. Die Nachnutzbarkeit von Forschungsdaten ist aus diesem Grund in allen Wissenschaftsbereichen derzeit ein großes Anliegen, Kernthema dabei ist die Förderung eines Wandels in der Wissenschaft, sowohl auf kultureller, als auch auf organisatorischer und infrastruktureller Ebene (vgl. Mosconi, 2019: 751). Heute ist es allerdings noch so, dass ein großer Teil sozialwissenschaftlich erhobener Daten nicht langzeitarchiviert wird, folglich also nicht als Grundlage für Neuerungen oder weitere Forschung bzw. Lehre verfügbar ist und es häufig nicht über die privaten Bestände von Forscher*innen oder Institute hinaus schafft (vgl. Smioski, 2012: 11). Um dem Verlust qualitativen Forschungsmaterials entgegenzuwirken, ist es in meinen Augen essenziell, sich als Wissenschaftler*in, aber auch als selbst forschende Person, über den Verbleib von Daten Gedanken zu machen und die Archivierung und Weiterverwendung qualitativer Forschungsdaten zu fördern.

Datenarchive bieten Platz zur langfristigen Speicherung und stellen auch eine passende Qualität und Vollständigkeit von Daten sicher und schaffen Voraussetzungen für deren weitere Nutzung. In diesem Fall gelten sie durch die Bereitstellung von Kriterien und Vorgaben zur wissenschaftlichen Praxis nicht nur als Instanzen für Qualitätssicherung, sondern stellen für potentielle Nutzer*innen auch notwendiges Wissen im Bereich Datenmanagement und -dokumentation zur Verfügung (vgl. ebd.: 148). Durch das Aufkommen der Idee zur mehrmaligen Verwendung von qualitativen Forschungsdaten, dem Vorhaben diese zu archivieren und für die erneute Nutzung aufzubereiten, kommt es derzeit zu einem Wandel im Umgang mit dem Datenmaterial aus den qualitativen Wissenschaften, mit dem Ziel, Wiederverwendung zu ermöglichen und somit quasi ein Umdenken hinsichtlich der Handhabung von qualitativen Forschungsdaten zu entwickeln, wie es bei Forschungsmaterial aus quantitativen Disziplinen schon seit Langem der Fall ist (vgl. ebd.: 164ff).

In Zusammenhang mit einem verstärkten Augenmerk auf die Nachnutzung, die eine Aufbereitung und Archivierung des Materials voraussetzt, kommt es dazu, dass immer mehr Daten in immer kürzerer Zeit produziert werden und das Material dadurch oft einen längeren Lebenszyklus hat, als die Projekte, im Rahmen derer es ursprünglich generiert worden ist (vgl. ebd.: 144).

Datenmanagement – Kriterien für eine Archivierung

Die Prozesse von Forschung und Archivierung greifen in vielen Fällen ineinander und können auf den ersten Blick oft nicht voneinander getrennt werden. Passendes Management, das schon früh in den Prozess der Datengenese eingreift, die Forschung begleitet und bis zur Archivierung die Qualität von Daten sicherstellt, ist aus diesem Grund wichtig und kann somit Defizite bei der Dokumentation von Daten identifizieren und gegebenenfalls ausbessern (vgl. Smioski, 2012: 149). Datenarchivierung kann mithilfe dessen als Prozess gesehen werden, der den gesamten Lebenszyklus von Datensätzen unterstützen sollte. Fachgerechtes Datenmanagement umfasst damit „alle Aspekte die mit der Verwaltung, Organisation und Verarbeitung von Daten zusammenhängen“ (ebd.: 132) und erhöht die Lebensdauer von Daten bzw. die Möglichkeit des Daten-Recyclings maßgeblich, indem es den wissenschaftlichen Forschungsprozess verbessert und eine hohe Qualität sicherstellt (vgl. ebd.). Um zu bestimmen, welche Daten für die Archivierung geeignet sind und gegebenenfalls wiederverwendet werden können, müssen eine Reihe von Kriterien erfüllt werden, die inhaltlich an die FAIR-Datengrundsätze anknüpfen und die Smioski wie folgt auflistet:

Es sollten möglichst alle Daten aus einem Projekt vorhanden sein, um gleich den ganzen Datensatz im Archiv abzulegen. Dieser Datensatz muss sich zudem technisch und physisch für die Archivierung eignen, beispielsweise muss die Qualität von Audioaufnahmen bestimmte Anforderungen erfüllen und die Lesbarkeit von Feldnotizen muss gegeben sein. Weiters muss die Dokumentation des Datensatzes stimmen. In vielen Fällen wird projektspezifisches Wissen nämlich nicht dokumentiert, vor allem wenn es sich um ein eher kleines Projekt handelt und das Kontextwissen ohnehin von den Mitarbeiter*innen abgerufen werden kann. Um eine Archivierung und im besten Fall auch noch eine Sekundärnutzung zu gewährleisten, muss das Kontextwissen jedoch jederzeit für potentielle Nachnutzer*innen ersichtlich sein. Es muss dokumentiert werden, wie das Projekt entstanden ist, wie das Material gesammelt, aufbereitet und analysiert wurde und in welchem Kontext die Forschung stattgefunden hat. Zudem muss eine schriftliche Einverständniserklärung der Forschungsteilnehmer*innen vorliegen, welche im Zuge der Forschung über die Möglichkeit einer Archivierung oder Sekundärnutzung ihrer Daten informiert werden sollten. Ein zusätzliches Kriterium bezieht sich auf die Qualität der Daten. Forschungsmaterial sollte nämlich nur archiviert werden, wenn es nach den Regeln der guten wissenschaftlichen Praxis erhoben worden ist und auch so dokumentiert wurde (vgl. Smioski, 212:

125ff). Eine gute Datendokumentation bedeutet in diesem Fall, dass nicht nur die Kontextinformationen zum Projekt und zu den Daten vorhanden sind, sondern auch die Beschreibung der Methoden, des Erhebungsprozesses und der Datenaufbereitung vorliegt, damit eine Weiternutzung dieser Daten bestmöglich gelingen kann. Weiters sollten Informationen zur Datenstruktur vorliegen, beispielsweise wäre es sinnvoll dabei anzugeben wie die Daten zueinander in Beziehung stehen, welche Datenformate vorhanden sind, etc., sowie Information zu Vertraulichkeit, Zugangsregelungen und Nutzungsbedingungen. Darunter fallen beispielsweise grundlegende Beschreibungen zu Anonymisierungstechniken, Zugangsbeschränkungen und Einverständniserklärungen. Eine umfassende Datendokumentation stellt die Verbindung zwischen Primärforscher*innen und potentiellen Nachnutzer*innen dar. Aus diesem Grund ist es vonnöten, dass genug Kontextinformation bereitsteht, um den theoretischen, institutionellen und methodischen Zugang zur Forschung ganzheitlich erfassen und bei Bedarf wieder daran anknüpfen zu können (vgl. ebd.: 128ff).

Zu den Kriterien für eine Langzeitarchivierung zählen auch noch weitere Faktoren, wie beispielsweise die technische Sicherung von Daten, deren fachgemäße Lagerung und eine regelmäßige Kontrolle über die Bestände, sowie die Testung auf Formatkompatibilität. Dadurch wird sichergestellt, dass Daten über einen möglichst langen Zeitraum sicher aufbewahrt werden und noch in Zukunft nachgenutzt werden können (vgl. ebd.: 143). Demzufolge gehören zum Datenmanagement jene Faktoren, die eine hohe Datenqualität, sowie eine lange Lebensdauer sicherstellen und damit zur Möglichkeit einer Weiterverwendung oder Sekundäranalyse von fremderhobenen Daten beitragen. Dazu zählen alle Aspekte, die mit der Verwaltung, Organisation und Verarbeitung von Datenmaterial zusammenhängen, also beispielsweise die Speicherung von Projektdaten, das Anlegen von Ordnern und eine Überlegung zu deren Struktur, die Kontrolle von Daten, sowie das Überprüfen von Datensicherheit, das Erstellen von Back-ups, als auch die Übergabe der Daten an das Archiv und viele Faktoren darüber hinaus (vgl. ebd.: 228). Die Beschaffenheit der Daten hat für die Errichtung eines qualitativen Datenarchives eine ebenso große Bedeutung, wie die Einstellungen von Forschenden zur Weiterverwendung von bereits archiviertem Forschungsmaterial (vgl. ebd.: 212). Eine ausreichende Archivierung stellt die Grundvoraussetzung für eine Sekundärnutzung von Daten dar.

Sekundärnutzung: Wiederverwendung archivierter Daten

Unter Sekundärnutzung bzw. Sekundäranalyse versteht man laut Fielding die Wiederverwendung von Daten zur Generierung neuer Erkenntnisse, auf wissenschaftlicher und/oder methodologischer Basis (vgl. Fielding, 2000: 16). Weitestgehend wurde dieses Verfahren in den vergangenen Jahren hauptsächlich in quantitativen Disziplinen betrieben, erst in den letzten Jahren hat man damit begonnen, sich mit der Weiterverwendung qualitativer Daten zu beschäftigen. Auch die qualitative Sekundäranalyse beruht auf der Grundlage bereits bestehender Daten, die entweder durch die eigene Person oder von fremden Wissenschaftler*innen im Zuge von Forschungsprojekten erhoben worden sind. Das Ziel ist es dabei, neue Fragen an archiviertes Forschungsmaterial heranzutragen, wenn diese in der ursprünglichen Untersuchung nicht oder nicht ausreichend behandelt worden sind und somit neue Erkenntnisse zu gewinnen. Daten, die im Rahmen anderer Forschungsprojekte generiert wurden, dienen dabei als Grundlage. Die Beschaffenheit des Materials wird oft von den methodologischen und theoretischen Perspektiven, unter deren die Forschung damals durchgeführt wurde, bestimmt und maßgeblich beeinflusst (vgl. Smioski, 2012: 168ff). Im Zuge einer Reanalyse von bereits erhobenem qualitativen Forschungsmaterial, werden die Daten in neue Kontexte eingebettet und auf ihre Passung für die neue Forschung untersucht. Demnach ist die Sekundäranalyse also ein Prozess der Rekontextualisierung und Rekonstruktion von Daten und der Untersuchung, ob dieses Material für neue Forschungskontexte verwendet werden kann (vgl. Moore, 2007: 3). Moore empfiehlt aus diesem Grund die Wiederverwendung von Forschungsmaterial als einen Prozess zu sehen, in dem es darum geht, archivierte Daten zu rekontextualisieren, wobei nicht nur die Entstehungskontexte wichtig sind, sondern ebenso, wie gut diese Daten für die Kontexte des neuen Projekts passen (vgl. ebd.: 8). Dabei ist ausschlaggebend wie genau der vorige Forschungsprozess reflektiert wurde: Erst dadurch lässt sich erkennen, inwiefern die Daten vor ihrer Archivierung bereits interpretiert bzw. an vorige Gegebenheiten angelehnt worden sind. Hier erkennt jedoch auch van den Berg das Problem des Kontextwissens: Kontextwissen, das für die Primärforschenden selbstverständlich und stets abrufbar ist, wird häufig nicht dokumentiert und ist somit für Sekundärnutzer*innen nicht zugänglich. Der Forschungsprozess der archivierten Daten kann in diesen Fällen nicht rekonstruiert werden, die Daten können somit nicht für eine Sekundäranalyse herangezogen werden und sind somit unbrauchbar (vgl. van den Berg, 2005: 10).

Hintergründe und Anfänge

Die Diskussion um die Archivierung und Bereitstellung von Daten aus qualitativen Wissenschaften ist noch relativ jung, vor allem, wenn es um den deutschsprachigen Raum geht.

Bei der Bereitstellung und Archivierung von Forschungsdaten gilt Großbritannien als Vorreiterland. Dort hat man im Rahmen des *United Kingdom's Economic and Social Research Council* (ESRC) 1995 damit begonnen, qualitative Daten formal zu archivieren (vgl. Bishop et al. 2017: 2), bereits Jahre zuvor (1967) startete dieser Prozess mit Material aus quantitativen Forschungen. *ESDS Qualidata*, die Institution, die erstmals mit der Archivierung qualitativer Daten startete, ist ein integraler Bestandteil des *UK Data Archives* und unterstützt Kuration, langfristige Aufbewahrung und den Zugriff auf, sowie die Wiederverwendung von Daten für Forschung und Lehre (vgl. Corti, 2018: 19). Seine Gründung kann zumindest aus europäischer Sicht als Geburtsstunde der Entwicklung hin zur qualitativen Datenarchivierung betrachtet werden. Von Anfang an setzte man auf drei große Faktoren, um das Archivierungsbestreben bestmöglich zu unterstützen: auf die Ausstattung mit entsprechenden Ressourcen, auf eine Verpflichtung, Daten bei *ESDS Qualidata* zu archivieren und auf die gezielte Förderung von sekundäranalytischen Forschungsprojekten (vgl. Smioski, 2012: 211).

Seit dem Aufkommen der Archivierung und Weiterverwendung qualitativer Datensätze in Großbritannien wurden auch in anderen europäischen Ländern vermehrt qualitative Datenarchivierung angedacht und darüber diskutiert: Standards und Werkzeuge zum Management von Daten wurden vorgeschlagen und adaptiert, Vorhaben zur Einrichtung weiterer qualitativer Archive trafen auf offene Ohren und fanden Unterstützung. Forschungsdatenmanagement und möglichst offene Forschungsdaten sind in vielen Forschungsbereichen beinahe selbstverständlich geworden und werden heute von allen zentralen Institutionen im Forschungsbetrieb gefordert, auch wenn sich weiterhin ein Trend zur Archivierung und Bereitstellung quantitativer Forschungsdaten erkennen lässt und in den qualitativen Sozialwissenschaften eher skeptisch mit diesen Forderungen umgegangen wird. Vor allem seit der Jahrtausendwende haben Forderungen nach „Offener Wissenschaft“ weitestgehend alle Wissenschaftsfelder erreicht (vgl. Kraus, Nindl, 2022: 1f).

Ein Aspekt, der grundlegend zum Aufkommen qualitativer Datenarchive beigetragen hat, ist der Prozess der Digitalisierung, der etwa zeitgleich mit dem Aufkommen der ersten Archive, stattfand

und die Praxis qualitativer Datenerhebung maßgeblich beeinflusst und verändert hat (vgl. ebd.: 4).

Stand anfangs noch das Erhalten klassischer Studien im Fokus, wurden neuere Forschungsvorhaben jedoch nach einiger Zeit umso wichtiger, vor allem in den letzten Jahrzehnten ist das Archivieren und Bereitstellen von Daten aus aktuelleren Forschungen dominanter geworden und in den Vordergrund getreten (vgl. ebd.: 11).

Blickt man auf die Literatur, die zum Verfassen dieser Masterarbeit herangezogen wurde, erkennt man, dass ein großer Teil der verwendeten Texte – vor allem wenn es sich um ältere Artikel handelt – aus dem englischsprachigen Raum stammt und andere Teile Europas bei diesem Thema erst mit der Zeit nachgezogen haben. Mittlerweile hat sich jedoch nach dieser initialen Phase auch in anderen europäischen Ländern inklusive des deutschsprachigen Raums (motiviert durch das aufkommende Interesse an diesem Wissenschaftsgebiet) eine Kultur der qualitativen Datenarchivierung entwickelt.

Um die Jahrtausendwende begann vorerst der skandinavische Raum damit, sich intensiver mit der Konservierung und Bereitstellung qualitativen Forschungsmaterials zu beschäftigen und es kam zur Gründung des finnischen (FSD) und des dänischen (DDA) Datenarchivs (vgl. Smioski, 2012: 199). Dass dieses Thema in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum Anklang gefunden hat, hängt vor allem mit diversen Aktivitäten von Fachgesellschaften in Deutschland zusammen, wie zum Beispiel dem Wissenschaftsrat oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die sich für eine gesteigerte Forschungsdateninfrastruktur einsetzen und einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die sekundäranalytische Verwendung von qualitativem Forschungsmaterial auch in unseren Breitengraden zu fördern (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 1).

State of the Art

Rund um das Thema Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten hat sich in den letzten Jahren einiges getan, Studien wurden durchgeführt, Debatten ausgetragen. Trotz aller Bemühungen hinsichtlich der Weiterverwendung von Forschungsdaten ist es nach wie vor der Fall, dass in Österreich eine Menge an empirischen, sozialwissenschaftlichen und vor allem qualitativen Datenmaterials verloren geht und somit ein enormer Mehrwert für die Wissenschaft nicht erkannt wird (vgl. Smioski, 2012: 65). Bislang wurde das sekundäre Nutzen von Daten als etwas angesehen, das mehr in der Welt der quantitativen Forschung zu verorten ist, in den qualitativen Wissenschaften ist eine Sekundäranalyse immer noch selten, wenn man von wenigen Disziplinen, wie der Geschichte, wo Archivarbeit zum Alltäglichen gehört, absieht.

Dass die Archivierung von Daten durchaus einen politischen Aspekt beinhaltet, findet Louise Corti. Ich teile ihre Meinung, dass Archivierung niemals eine „scientifically-neutral activity“ (Corti, 2018: 20) sein kann, sondern als wertgeladene, politische Praxis angesehen werden muss, da ein gewisser Grad an Einfluss von verschiedenen Seiten sehr wohl auch mitbestimmt, was und wie archiviert wird (vgl. ebd.). Auf europäischer Ebene gilt der Rat der Europäischen Datenarchive CESSDA (*Consortium of European Social Science Data Archives*, vgl. URL CESSDA) als zentrale Dachorganisation für Datenarchive und unterstützt als solche Archive und Repositorien für sozialwissenschaftliche Daten in Europa. Das Hauptaugenmerk liegt klar auf quantitativem Forschungsmaterial und obwohl sich die Idee zur Nachnutzung qualitativer Daten nur langsam durchsetzen konnte, sind mittlerweile auch hier qualitative Datenarchive vertreten.

Auch wenn die Entwicklung hinsichtlich der Archivierung qualitativer Daten eher schleppend und zögerlich vorangeht, gibt es derzeit in mehreren europäischen Ländern kleinere Archive und Repositorien, jedoch bleibt die Zusammenarbeit zwischen Akteur*innen vorerst gering und es werden aufgrund der Verschiedenheit von Datenressourcen, Infrastrukturen und Fördersituationen kaum Kompetenzen ausgetauscht (vgl. Smioski, 2012: 69).

„living archive“: Neue Anforderungen an Datenarchive

Eng mit der Forderung nach Langzeitarchivierung verbunden ist auch die Frage, was ein digitales Archiv eigentlich ist und wie die Anforderungen an Nachnutzung von bereits erhobenem Datenmaterial bestmöglich umgesetzt werden können. Zur Aufgabe von Datenarchiven gehören

verschiedene Kurationstätigkeiten. Das Hauptziel besteht darin, gespeicherte Daten zugänglich zu machen und somit die wissenschaftliche Forschung bestmöglich zu unterstützen. In den letzten Jahren hat sich jedoch immer mehr herauskristallisiert, dass ein Archivkonzept im klassisch-traditionellen Sinn, in dem die Archivierung von Daten gewissermaßen als ein letzter Schritt im Daten-Lebenszyklus verstanden wird, nicht mehr zeitgemäß ist. Häufig handelt es sich laut diesem Verständnis bei dem archivierten Material um nicht mehr aktuelle Bestände, die ohne den ursprünglichen Verwendungskontext konserviert werden (vgl. Smioski, 2012: 222).

Heute ist die Situation jedoch so, dass in immer kürzeren Zeitintervallen mehr und mehr Daten produziert werden und deren Bezüge zueinander komplexer werden. Häufig haben Daten einen längeren Lebenszyklus als die Projekte, in deren Rahmen sie ursprünglich generiert wurden, da Forscher*innen auch nach dem Abschluss des Projektes oft mit ihnen weiterarbeiten oder sie für Folgeprojekte verwenden. So gestaltet es sich schwierig, Anfang und Ende im Datenlebenszyklus auszumachen (vgl. ebd.). Smioski schlägt daher vor, dass Archive nicht mehr als reine Aufbewahrungsstätten von Datenmaterial verstanden werden, sondern im Sinne des „*living archive*“ den Prozess der Wiederverwendung von Daten bestmöglich unterstützen und ein „Ineinandergreifen von Forschungs- und Archivierungsprozessen“ (ebd.: 144) fördern sollen. Moderne Archive sollten den Datenlebenszyklus hauptsächlich als zyklischen Prozess verstehen, frei nach Dominique Joye, die meint, es gehe für ein Archiv nicht darum, Daten aufzubewahren und zu erhalten, sondern um deren Förderung und Nutzung – das Ziel sei also weitere Publikation und nicht nur Archivierung (vgl. Joye, 2005: 11).

Der Wunsch nach einem unendlichen Datenlebenszyklus hat wesentlich dazu beigetragen, den Stein rund um die Diskussion um Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten ins Rollen zu bringen und im Zuge dessen Prinzipien dafür herauszuarbeiten. Dabei wird es als besonders wichtig angesehen, Wege zu entwickeln, die die Wiederverwendung von Daten erleichtern und die Qualität von Forschungsdaten hinsichtlich der Kriterien für gute wissenschaftliche Praxis sicherstellen (vgl. Mosconi, 2019: 2). Motiviert durch das immer größer werdende Interesse an der Thematik führten viele kleinere europäische Datenarchive zusammen mit großen Einrichtungen die begonnenen Diskussionen fort. All diese Bemühungen gaben den nötigen Anstoß für die Institutionalisierung qualitativer Archivierungs- und Servicezentren und führten zu grundlegenden Fortschritten bei der qualitativen Datenarchivierung und zur

Entwicklung gemeinsamer Standards, sowohl auf internationaler, als auch auf nationaler Ebene und – besonders hervorzuheben – zur Vernetzung verschiedener Archive und deren Integration in Infrastrukturprojekte in ganz Europa (vgl. Cisneros, 2005: 2).

Der Erfolg eines Datenarchivs lässt sich allerdings größtenteils anhand der Anzahl seiner Nutzer*innen festmachen. Inwiefern die Sekundäranalyse von Forschungsdaten aus qualitativen Sozialwissenschaften sinnvoll und erstrebenswert ist, ist in der *scientific community* jedoch nach wie vor umstritten und die einzelnen Meinungen zu diesem Thema lassen sich oft nur schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Die Wissensstände bezüglich der aktuellen Praxisformen innerhalb der Forschungsgemeinschaft, sowie die Erfahrungen von Forscher*innen mit dem Archivieren und Nachnutzen von qualitativen Forschungsdaten sind äußerst heterogen (vgl. Imeri, 2018: 70).

Die Debatte im Überblick

Bisher wird die Sekundäranalyse allgemein nicht unbedingt als nützliche Forschungspraxis anerkannt und einige qualitativ Forschende lehnen die Wiederverwendung fremder Daten für die eigene Forschung nach wie vor grundsätzlich ab (vgl. Savage, 2005: 3), vorwiegend mit rechtlichen und ethischen Einwänden als Begründung. Ob und unter welchen Bedingungen mithilfe fremd erhobener Daten neue Forschungsfragen beantwortet werden können, die nicht bereits in der Primärstudie thematisiert worden sind, stellt ein Thema dar, über dessen sich die Forschungsgemeinschaft bis heute uneins ist.

Inwieweit welches Forschungsmaterial zur Nachnutzung verwendet werden kann, ist in den Augen von Sabine Imeri abhängig vom jeweiligen Forschungsfeld, vor allem jedoch auch vom Schutzbedarf dieser Daten und kann deswegen sehr komplex sein und Imeri bezeichnet die Thematik deswegen als „Balanceakt zwischen Bürokratie und Machbarkeit“ (Imeri, 2018: 75) .

Nachdem es eine Zeit lang still um das Thema geworden ist, ist in den letzten Jahren die Debatte um eine mögliche Archivierung und Weiterverwendung qualitativer Daten erneut aufgeflammt und zwei gegensätzliche Positionen haben sich schnell herauskristallisiert: Auf der einen Seite begründeten Archivierungsgegner*innen ihre Skepsis anhand von wissenschaftstheoretischen Grundlagen qualitativer Forschung, wie der Kontextualität oder dem intersubjektiven Charakter qualitativer Daten, auf der anderen Seite sahen die Befürworter*innen vor allem methodische Vorteile.

Personen, die dem Thema negativ gegenüberstehen, treten vermehrt mit Argumenten auf, die mit Bedenken im rechtlichen oder ethischen Bereich angesiedelt sind. Häufig sind auch kontextuelle Einwände der Grund, weshalb von der qualitativen Datenarchivierung und Sekundäranalyse abgesehen wird. Meier zu Verl und Meyer vertreten beispielsweise die These, dass eine Archivierung, Dokumentation und Wiederverwendung von ethnographischem Forschungsmaterial nicht gelingen kann, da das präreflexive ethnographische Wissen, das Primärforschende sich im Prozess der Erhebung aneignen, nicht umfassend archiviert werden kann (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 81). Aus diesem Grund sehen sie es als ungeeignet an, wenn Organisationen der Forschungsförderung die Archivierung von qualitativen Forschungsdatenstandardmäßig verlangen würden, wie dies in Großbritannien gehandhabt wird, oder man sich für eine Nicht-Archivierung rechtfertigen müsste. Sowohl eine Entscheidung für, als auch gegen die Archivierung, müsste in ihren Augen überdacht und begründet werden, da man nicht alle qualitativen Daten verallgemeinern könne (vgl. ebd.: 88).

Weiters gibt es auch methodische Skepsis gegenüber der qualitativen Sekundärnutzung von Seiten der Forschungsgemeinschaft, sowie Herausforderungen im Bereich des Urheberrechts (vgl. van den Berg, 2005: 1), da Forschungsdaten von vielen Wissenschaftler*innen häufig als ihr geistiges Eigentum betrachtet werden. Aus diesem Grund gibt häufig wenig Bemühungen von Seiten der Primärforschenden, ihre Daten anderen Personen aus der Forschungsgemeinschaft zur Verfügung zu stellen.

Obwohl in den letzten Jahren viel im Bereich *Open Access* passiert ist, vertreten einige Wissenschaftler*innen nach wie vor den Standpunkt, dass eine intensive persönliche Beteiligung an der Feldarbeit eine notwendige Voraussetzung darstellt, um den relevanten Kontext zu erfassen und Interviewprotokolle richtig zu interpretieren. Dennoch gibt es Stimmen, die sich für die Archivierung und Sekundäranalyse von Daten aussprechen und diese werden immer lauter (vgl. ebd.: 7).

Argumente, die für eine Langzeitarchivierung bzw. eine Wiederverwendung von qualitativen Forschungsdaten sprechen, sind vielzählig. Hollstein und Strübing sehen in der Sekundäranalyse beispielsweise die Möglichkeit, neue Forschungsperspektiven eröffnen zu können, so können anhand von archiviertem Material leichter übergreifende Vergleiche oder historische Untersuchungen angestellt werden, auch die Option für langfristige Längsschnittstudien tut sich hier auf (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 2). Weiters wird argumentiert, dass mithilfe

fremderhobener Daten Einblicke in den Forschungsprozess selbst erhalten werden können, indem man rekonstruiert, wie (klassische) Feldforschungen durchgeführt wurden. Anhand dessen lasse sich leichter nachvollziehen, wie sich Forschung im Verlauf der Jahre entwickelt hat und weiterhin voranschreitet (vgl. Savage, 2005: 2). Elisabeth Huber sieht den Vorteil davon vor allem in Bezug auf die größere emotionale Distanz des/der Sekundärnutzer*in zum Forschungsmaterial. In ihren Augen eignen sich „fremde“ Daten bestens dazu, ambivalente Haltungen der Forschungspartner*innen zu thematisieren und zu analysieren, da man aufgrund der Distanz zu den Teilnehmer*innen einen ungetrübten Blick auf die Forschungssituation hat „ohne dem Gefühl eines Vertrauensbruchs zu unterliegen“ (Huber, 2019: 2). Ich persönlich stehe dieser Aussage eher zwiespalten gegenüber: Einerseits verstehe ich die Argumentation Hubers und denke, dass es für viele Forscher*innen von Vorteil sein kann, Daten wiederzuverwenden, bei deren Genese man nicht direkt beteiligt war und keine zu innige Beziehung zu den Personen im Feld aufgebaut hat, um sich nicht von persönlichen Gefühlen oder Sympathien leiten zu lassen. Andererseits lebt die Anthropologie meiner Meinung nach ja gerade von den *first-hand*-Erlebnissen der Forscher*in und den zwischenmenschlichen Beziehungen im Feld. Ich glaube auch, dass man seine Erfahrungen und Empfindungen nie zur Gänze in den Kontextdaten wiedergeben kann, dem/der Sekundärnutzer*in so also zumindest ein gewisser Aspekt der Situation vor Ort verwehrt bleibt. Von einem „Vertrauensbruch“ der beforschten Gesellschaft gegenüber würde ich an dieser Stelle also nicht sprechen.

Archiviertes Material bietet zudem auch die Möglichkeit, neue Fragestellungen zu beantworten, da Interviewtranskripte in den allermeisten Fällen mehr Potential bieten, als nur eine Forschungsfrage damit zu behandeln (vgl. ebd.). Da einige Forschungen öffentlich finanziert werden, wird auch argumentiert, dass die Ergebnisse solcher Studien der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen, um eine effektivere Bezugnahme auf Forschungen bewirken zu können (vgl. Strickert, 2020: 5). Die Sekundärnutzung bietet vor allem auch großes Potential für Lehrzwecke: Anhand fremderhobener Forschungsdaten können methodische Zugänge besser reflektiert werden, Jungforscher*innen haben somit die Gelegenheit, den Ablauf von Forschungen kennenzulernen. Vor allem in gut beschriebene methodische Reflexionen steckt laut Strickert viel Lernpotential: Forschungssituationen, die nicht optimal abgelaufen wären, könnten in seinen Augen besonders erkenntnisfördernd sein (vgl. ebd.: 50). Auch für Forschungssubjekte kann eine Sekundärnutzung positive Konsequenzen haben: Das Verwenden von bereits archiviertem Material kann

Interviewpartner*innen vor erneuten Befragungen schützen, was als besonders erstrebenswert gilt, wenn zu Themen geforscht wird, die für Teilnehmer*innen psychisch oder physisch belastend sind. Die Weiternutzung bestehender Datensätze erleichtert es zudem, besser auf Arbeiten von Vorgänger*innen aufzubauen, diese fortzusetzen und gegebenenfalls zu erweitern. Weiters ermöglicht die Sekundäranalyse zudem einen interdisziplinären Austausch und eine Betrachtung der Daten von unterschiedlichen Perspektiven aus. Die transparente Gestaltung von Forschungsdaten verbessert außerdem die Qualität von Forschungen (vgl. Smioski, 2012: 222).

Die Diskussion im deutschsprachigen Raum

In den letzten Jahren ist es auch im deutschsprachigen Raum vermehrt zu Debatten rund um dieses Thema gekommen und Innovationen haben stattgefunden, mit dem Ergebnis, dass in der Forschungsgemeinschaft mittlerweile eine größere Offenheit hinsichtlich der Archivierung und Weiternutzung vorhandenen qualitativen Materials besteht und zunehmendes Interesse an Nachnutzungen von Forschungsdaten ersichtlich wird. Das ist zu einem nicht geringen Teil auch dem Einsatz von Fördereinrichtungen geschuldet, die sich für die Schaffung von qualitativen Datenarchiven einsetzen (vgl. Smioski, 2012: 70). Durch die Datenpolitik des Forschungsförderungsfonds aus 2010 und die schnelle Verbreitung des *Open Access*-Gedankens kam es in Österreich im Laufe der letzten Jahre zu einem Umdenken (vgl. ebd: 123).

In Deutschland hat vor allem die Initiative von Fachgesellschaften wie der DGSKA (Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie) und die dgv (Deutsche Gesellschaft für Volkskunde) dazu geführt, dass es zu Entwicklungen auf diesem Gebiet gekommen ist und vermehrt über die Archivierung und Weiterverwendung von qualitativem Datenmaterial diskutiert wurde (vgl. Imeri, 2018: 70).

Um die Sekundäranalyse qualitativer Daten im deutschsprachigen Raum attraktiver und sichtbarer zu machen, wurden verschiedene Aktionen seitens unterschiedlicher Institutionen unternommen. Die Debatte rund um qualitative Datenarchivierung hat Österreich im Vergleich zu anderen Ländern erst sehr spät erreicht, jedoch hat sich international auch in den letzten 20 Jahren Einiges bewegt. Viele Entwicklungen auf diesem Gebiet fanden vor allem statt, weil größere Archive mit einer Reihe von Publikationen und Workshops den Boden auch für andere Länder geebnet haben, mit dem Ergebnis, dass europaweit über die Archivierung qualitativer Daten diskutiert wurde, viele Länder kleine Repositorien gründeten oder an bestehende quantitative Einrichtungen einen

Aufbewahrungsort für qualitative Daten ankoppelten (vgl. Smioski, 2012: 200).

Bis die Diskussion über das Archivieren und Bereitstellen qualitativer Daten Mitte der 1990er-Jahre angefangen hat, wurde das Material aus qualitativen Forschungen meist von den Primärforscher*innen privat verwahrt und konnte somit nicht von Sekundärnutzer*innen für Vergleichsstudien oder als Grundlage für weitere Projekte verwendet werden, vor allem wenn die potentielle Nutzung über die Teilnehmer*innen der ursprünglichen Forschung hinausging. Die Debatte hinsichtlich der Dokumentation und Archivierung von Daten aus quantitativen Wissenschaften ist um ein paar Jahre älter: Im Jahr 1985 wurde das Wiener Institut für sozialwissenschaftliche Dokumentation und Methodik (kurz: WISDOM) gegründet, bei dem der Fokus vor allem auf sozialwissenschaftlichen Umfragedaten lag. Jahre später bekam das Institut auch ein Archiv für qualitative Forschungsdaten. Aufgrund der noch noch nicht wirklich fortgeschrittenen Entwicklung im Datenschutzbereich war dies im Gegensatz zu heute in den 80er-Jahren wesentlich einfacher, da es weniger Hindernisse datenschutzrechtlicher Natur gab. Die Institution WISDOM gibt es heute nicht mehr (vgl. ebd.: 68), jedoch wurden vergleichbare Einrichtungen, wie beispielsweise AUSSDA (*Austrian Social Science Data Archive*) gegründet.

Gründe, weshalb sich das Vorhaben im deutschsprachigen Raum nur langsam durchsetzen konnte, sind zahlreich. Auch wenn sich die Diskussion rund um die Archivierung qualitativer Daten in den letzten Jahren intensiviert hat und in vielen europäischen Ländern die Vorteile einer Sekundärnutzung erkannt wurden, waren die Bemühungen, dieses Umdenken auch in Österreich zu erreichen, vorerst nicht wirklich fruchtbar. Viele Primärforschende halten nach wie vor an ihren Forschungsdaten fest und machen sie oft nicht zugänglich für die weitere Nutzung, ein erneuter Gebrauch dieser Daten für Vergleichsstudien oder als Ausgangsbasis für andere Projekte bleibt somit meist verwehrt, es fehlt uns an Standards für wissenschaftliche Praxis (vgl. ebd.: 120).

Ein weiterer Faktor, der eine Weiterentwicklung dieses Forschungsfeldes behindert, ist die Tatsache, dass sich Fördereinrichtungen im deutschsprachigen Raum lange Zeit nur wenig mit der Archivierung von Daten beschäftigt und somit auch nicht ausreichend Ressourcen zur Aufbereitung von qualitativen Daten zur Verfügung gestellt haben (vgl. Smioski, 2012: 223). Was auch heute großteils noch fehlt, sind empirisch durchgeführte Sekundäranalysen. Vorerst beschränkt sich die Diskussion rund um das Thema nämlich großteils auf theoretische Überlegungen, wirklich durchgeführte Projekte zu diesem Unterfangen sind vor allem in Österreich aktuell eher selten

aufzufinden.

In vielen europäischen Ländern, darunter auch Österreich, gibt es bisher keine nationalen Datenpolitiken dafür (vgl. ebd.: 231). Dennoch konnten auch in Österreich schon einige erste Erfolge verzeichnet werden: Vor einigen Jahren hat qualitative Forschung in Österreich einen Aufschwung erlebt und zunehmend an Bedeutung gewonnen, immer mehr Forschungsgelder werden zur Durchführung qualitativer Projekte verwendet (vgl. Mruck, 2005:1).

Ergebnisse von Befragungen: Bereit, aber skeptisch

Mittels Umfragen verschiedener Institutionen und/oder Einzelpersonen konnte ein Status Quo der Bereitschaft zur Datenarchivierung und -nachnutzung festgestellt werden. Im Jahr 2007/2008 hat Andrea Smioski im Rahmen der Gründung des qualitativen Archivs am WISDOM eine Machbarkeitsstudie durchgeführt, wo mittels Onlinefragebogen der Umgang von qualitativ und qualitativ-quantitativ arbeitenden Forschenden hinsichtlich ihrer Forschungsdaten, sowie nach deren Aufbereitung und Dokumentation gefragt wurde. Damit konnte herausgefunden werden, dass der Großteil der Daten, nämlich 56,1%, in den Büros der Forscher*innen gelagert wird, knapp über ein Viertel (25,9%) sich bei den Wissenschaftler*innen zu Hause befindet und nicht einmal 8% der Forschungsdaten damals in einem geeigneten Archiv gelagert wurden. Nur 45% der erhobenen Daten waren ausreichend aufbereitet und waren auf dem Stand archiviert zu werden. Da es in dieser Studie vor allem um neuere Projekte ging, vermutet Smioski, dass es um die Dokumentation bereits älterer Forschungsdaten noch schlechter stand. Viele der Forschenden schätzten weiters den Zustand ihrer Daten besser ein, als er eigentlich war und wurden erst im späteren Verlauf über eine unzureichende Dokumentation informiert (vgl. Smioski, 2012: 55f). Daran hat sich bis heute relativ wenig geändert.

Hinsichtlich der Bereitstellung von Forschungsdaten war es den Teilnehmer*innen dieser Studie überaus wichtig zu erfahren, was mit ihren Daten passiert und die Möglichkeit zu besitzen, die Weiternutzung ihrer Daten gegebenenfalls abzulehnen, wenn sie mit dem Verwendungszweck nicht zufrieden wären. Auch eine potentielle Zusammenarbeit mit den neuen Benutzer*innen der Daten war ein Faktor, der den Datengeber*innen die Bereitstellung erleichtern würde. Damit eng verbunden ist allerdings die Angst vor wissenschaftlicher Konkurrenz (vgl. ebd.: 215).

Interessante Ergebnisse brachte auch eine österreichweite Telefonumfrage zum Umgang mit Metadaten und der Verwendung von Repositorien aus dem Jahr 2015 von Susanne Blumesberger

und Alexander Zartl im Rahmen von e-Infrastructures Austria. Ziel dieses Projektes war eine Bestandsaufnahme der Repositorien, die an einzelnen Universitäten in ganz Österreich eingesetzt werden. Man wollte dabei einen Überblick über die wichtigsten Softwaresysteme und Metadatenstandards erhalten, sowie herausfinden, was die Gepflogenheiten und Erwartungen der Nutzer*innen bezüglich dessen sind. In der Umfrage wurde deutlich, dass der Umgang mit Metadaten in Repositorien (zumindest zu diesem Zeitpunkt) für viele Institutionen noch Neuland war. Dies hängt wohl vor allem mit damit zusammen, dass bei vielen Forscher*innen noch nicht das Bewusstsein vorhanden ist, wie wichtig Metadaten zur Beschreibung von digitalen Objekten sind (vgl. Blumesberger et al., 2017: 250). Dennoch ist bei allen befragten Institutionen der Wunsch nach einer Langzeitarchivierung vorhanden, wohl hauptsächlich zur Darstellung der eigenen Forschungsergebnisse bzw. zur Archivierung der eigenen Forschungsdaten, aber auch zum Informationsaustausch (vgl. ebd.: 255).

Unter „Forschungsdaten“ werden laut der Definition, die Blumesberger in ihrer Umfrage verwendet hat, jene Daten verstanden, „die im Zuge wissenschaftlicher Forschungs- und künstlerischer Schaffensprozesse entstehen [...] und/oder auf deren Grundlage ihre [Anm.: der Forschenden] Forschungsergebnisse und/oder Kunstwerke basieren“ (ebd.: 252). Darunter fallen unter anderem also auch Texte, Tabellen, Video- und Audiomaterial, Grafiken etc. und/oder jene Daten, die auf der Grundlage von Experimenten, Quellenforschungen, Messungen, Erhebungen etc. entstanden sind (vgl. ebd.). Das Archivieren von Kunstwerken bzw. von Daten, die im Zuge künstlerischer Schaffensprozesse entstanden sind, ist für meine Forschung zwar nicht von primärem Interesse, dennoch wird anhand dieser Definition ersichtlich, in wie vielen Formen und Facetten Forschungsdaten vorhanden sein können. Was genau in ihrer Forschung als „Forschungsdatum“ gilt, ist vielen Wissenschaftler*innen nämlich nicht sofort klar.

Was mich besonders für meine Forschung interessiert, ist die Einstellung von Ethnolog*innen zum Archivieren und Bereitstellen von Forschungsdaten: Auch unter dieser Personengruppe stößt man grundsätzlich auf Zustimmung, wie 2017 eine Online-Umfrage des Fachinformationsdiensts Kultur- und Sozialanthropologie ergeben hat. Etwas überraschend für die Initiator*innen der Umfrage war der Bekanntheitsgrad von Forschungsdatenmanagement unter Ethnolog*innen, denn dieser wurde wesentlich geringer eingeschätzt. Generell scheint das Spektrum der Antworten sehr breit: Während ca. einem Fünftel von 181 befragten Ethnolog*innen der Begriff Datenmanagement nicht geläufig ist und sie eine ablehnende Haltung einnehmen, gab mehr als die Hälfte aller befragten

Personen an, sich bereits über den Verbleib ihrer Daten Gedanken gemacht zu haben bzw. über Kenntnisse im Bezug auf Datenmanagement zu verfügen. Konkrete Kenntnisse über die Anwendung und vertieftes Wissen sind jedoch nur wenig verbreitet. Die Skepsis vieler Umfrageteilnehmer*innen – allen voran Professor*innen – lässt sich in rund vier Gründe zusammenfassen, die alle mit den Besonderheiten ethnographischer Forschung zusammenhängen: Kontextualisierung, Methodenentwicklung, die Frage nach Auswahl und Aufbereitung von geeignetem Material und Vertraulichkeit bzw. Persönlichkeitsschutz (vgl. Imeri, 2017: 6ff).

Auch eine vom Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten und dem Datenservicezentrum Qualiservice an der Universität Bremen durchgeführte Studie aus dem Jahr 2018 hat Ähnliches ergeben: Mehr als ein Drittel der Befragten hat angegeben, bereits eine Sekundäranalyse durchgeführt, dabei jedoch größtenteils auf eigene Daten zurückgegriffen zu haben. Zwei Drittel der TeilnehmerInnen können sich allerdings vorstellen, (auch) fremderhobene Daten sekundär zu nutzen, wenn ein entsprechendes Angebot von Seiten der Datenarchive vorliegt. Dadurch geht man davon aus, dass die Nachfrage nach qualitativ-empirischen Daten zunehmen wird, variierend nach Methodentraditionen, Forschungsfeldern, Datentypen, etc. (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 4).

Anforderungen und Voraussetzungen für eine Archivierung

Um Daten langfristig archivieren und für spätere Projekte verwenden zu können, bedarf es einiger Voraussetzungen. So muss beispielsweise vor der Archivierung geprüft werden, inwiefern sich die Daten für eine weitere Verwendung eignen. Die Schwierigkeit dabei ist jedoch, dass zu Beginn der Forschung oft nicht klar absehbar ist, ob und inwiefern die Daten, die im Projekt erhoben werden, archiviert werden sollen und wie geeignet sie für die spätere Nachnutzung sind. Für eine Eignung ist daher ein höherer Grad an Dokumentation erforderlich, der bestmöglich bereits zu Beginn ein Bestandteil der Forschung ist und in den Prozess der Datenerhebung integriert wird (vgl. Smioski, 2012.: 210).

Dabei hilfreich ist die Erstellung eines Forschungsdatenmanagementplans (DMP), in dem essenzielle Vorgaben, die das Verwalten, Organisieren und Verarbeiten von Forschungsdaten betrifft, festgelegt sind. Das Ziel hiervon ist es, die Daten langfristig durch die Verwendung verlässlicher Infrastrukturen (wie beispielsweise Repositorien oder Datenarchive) bereitzustellen (vgl. Scholze et al. 2016 zit.nach Strickert, 2020:4), aber auch der Datenaustausch. Deswegen ist es

grundlegend, dass Daten in das beste bzw. langlebigste Format migriert, gespeichert und gesichert werden. Auch die Erstellung von Metadaten ist ein fixer Bestandteil eines Datenmanagementplans (vgl. Mosconi, 2019: 21ff).

Äußerst hilfreich bei der Erschließung von Daten sind *persistent identifiers*. Dies geschieht beispielsweise, indem ein systematischer Datensatz zu Metadaten erstellt wird, der einen Überblick über verschiedene Eigenschaften des Datensatzes (wie z.B. Informationen zu Inhalt und Größe der Datenbestände, Zugangsregeln, etc.) gibt. Dabei wird eine detaillierte Beschreibung der Daten auf Grundlage von kontrolliertem Vokabular durchführbar, wodurch die Möglichkeit entsteht, Daten sichtbar, aufrufbar, referenzierbar und zitierbar zu machen. Anhand dieser persistenten Identifikatoren lassen sich beispielsweise Daten auch leichter filtern bzw. einzelne Datengeber*innen leichter auffinden, was wiederum die Sekundärnutzung maßgeblich erleichtert (vgl. Strickert, 2020: 35ff).

Wie geeignet ein Datensatz für die Archivierung ist, bedarf laut Strickert transparenter Mechanismen, essenziell dabei ist allerdings, dass die Forschungsgemeinschaft die Entscheidungen diesbezüglich trifft und Qualitätsstandards entwickelt, um die Entscheidungshoheit nicht den Infrastruktureinrichtungen zu überlassen – diese können den Diskurs darüber sehr wohl begleiten, jedoch nicht direkt beeinflussen (vgl. ebd.: 44).

FAIR und CARE Datengrundsätze

Um Forschungsdaten archivieren und in weiterer Folge wiederverwenden zu können, muss vorher sichergestellt werden, dass mit den Daten verantwortungsvoll umgegangen wird und das Material, das man zur Nachnutzung bereitstellt, bestimmten Kriterien entspricht. Im Jahr 2016 wurden von der Interessensgruppe FORCE11, einem internationalen Zusammenschluss von Forscher*innen, Bibliothekar*innen, Verleger*innen und Forschungsförder*innen, die sich für eine Reform oder Verbesserung des Publikations- und Kommunikationssystems in der Forschung einsetzt, eine Reihe von Grundsätzen veröffentlicht, die als FAIR-Datengrundsätze bezeichnet werden. Diese besagen, dass sich die Tauglichkeit von Forschungsdaten für die Archivierung und Sekundärnutzung durch die Prinzipien *findability* (Auffindbarkeit), *accessability* (Zugänglichkeit), *interoperability* (Interoperabilität, Vereinbarkeit) und *reusability* (Wiederverwendbarkeit) auszeichnen (vgl. Wilkinson et.al., 2016: 3). Innerhalb kürzester Zeit wurden sie umfangreich rezipiert und als Grundlage für Datenservices oder Forschungsinfrastrukturen angenommen. FAIR meint in diesem

Zusammenhang eine Reihe von technischen, sowie organisatorische Prinzipien, die gewährleisten sollen, dass Daten bestmöglich weiterverwendet werden können und fokussieren dabei allein auf einen optimalen Übergang der Forschungsdaten von den Primär- zu den Sekundärforscher*innen (vgl. Deppe, 2020: 301ff). Auch wenn sich diese Grundsätze in der Welt der quantitativen Datenarchivierung bewähren, gestaltet sich deren Anwendung bei sensiblen Daten als schwierig bzw. lassen sich die FAIR-Prinzipien nicht uneingeschränkt auf die qualitative/ethnographische Forschung anwenden.

Wichtiger als der reine Nutzen der Datenarchivierung ist bei der Arbeit mit qualitativem Forschungsmaterial nämlich die Vermeidung eines möglichen Schadens. Aus diesem Grund wurden 2019 die CARE-Prinzipien entwickelt, die nicht nur den Schutz der Beforschten gewährleisten sollen, sondern auch den Nutzen der Forschung für Forschungssubjekte als wesentliches Motiv erfassen (vgl. ebd.: 305).

Diese Prinzipien wurden von der *Global Indigenous Data Alliance* (GIDA) veröffentlicht, gehen auf den Workshop „*Indigenous Data Sovereignty Principles for the Governance of Indigenous Data*“ zurück und bilden den kritischen Blick der GIDA auf die Entwicklungen rund um *Open Data* in puncto Rechte- und Interessenwahrung von indigenen Gruppen ab. Sie werden deshalb als eine notwendige Ergänzung zu den FAIR-Prinzipien verstanden und werfen unter anderem die Fragen auf, wie weit die Verantwortung gegenüber Beforschten gehen soll, welches Mitspracherecht Datengeber*innen hinsichtlich ihrer Daten haben und wie mit den Interessen der *source communities* umzugehen ist.

CARE steht hierbei für *Collective Benefit* (kollektiver Nutzen), *Authority to Control* (Befugnis zur Kontrolle), *Responsibility* (Verantwortung) und *Ethics* (ethischer Umgang).

Collective Benefit meint in diesem Zusammenhang die Möglichkeit von Forschungssubjekten Daten und Ergebnisse auch zu deren Vorteil nutzen zu können, *Authority to Control* bedeutet, das individuelle und kollektive Recht und Interesse beforschter Gruppen an ihren Daten anzuerkennen. Darunter fällt auch das Einholen einer Einwilligung, sowie die Möglichkeit seitens der beforschten Gruppen die Daten für eigene Zwecke zu nutzen. Unter *Responsibility* versteht man in diesem Zusammenhang die Ausrichtung auf die Förderung der Selbstbestimmung und den kollektiven Nutzen für die Forschungssubjekte, während *Ethics* vor allem darauf verweist, dass die Rechte und das Wohlergehen der *source communities* im Vordergrund stehen und den Umgang mit den Daten – aktuell und zukünftig – davon abhängen muss. Dies bedeutet also, dass im Sinne der CARE-Prinzipien nicht nur mögliche Gefahren für Individuen und Gruppen bestmöglich verhindert

werden sollen, sondern auch, dass Beforschten die Kontrolle über ihre Daten und deren Verwendung gegeben werden soll und den Leitgedanken, die Daten zum Vorteil der Beforschten zu nutzen, zu unterstützen (vgl. ebd.: 308).

Der Grund, aus dem ich mich entschlossen habe, diese Prinzipien in meiner Arbeit anzuführen, ist, dass die FAIR-Kriterien meiner Meinung seit jeher als gewünschter Standard für die Datenarchivierung manifestiert haben, diese jedoch nicht uneingeschränkt auf Daten aus qualitativen/ethnographischen Forschungen übertragen werden können. Auffindbarkeit, Zugänglichkeit, Interoperabilität und Weiterverwendung klingen in der Theorie nach erfolgsversprechenden und brauchbaren Konzepten, haben in der Praxis jedoch wenig mit dem Archivieren und Verfügbarmachen von qualitativen Forschungsmaterial zu tun. Vor allem der Aspekt des *collective benefit* bzw. des Nutzens für die beforschte Gruppe wird dabei oft außer Acht gelassen oder gar nicht bedacht. Die CARE-Prinzipien erscheinen mir diesen Gesichtspunkt besser miteinzubeziehen und mehr Rücksicht auf ethische Richtlinien und die Verantwortung gegenüber Forschungssubjekten zu nehmen und eignen sich in meinen Augen daher als guter Zusatz zu den gängigen Kriterien für die Archivwürdigkeit von Forschungsdaten.

Beispiele aus der Praxis: eda und PHAIDRA

Auch an der Universität Wien hat sich in den letzten Jahren einiges hinsichtlich Archivierung von qualitativen Forschungsdaten getan.

Seit Feber 2017 ist am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie unter der Leitung der Universitätsbibliothek Wien das Ethnographische Datenarchiv (kurz: eda) verortet. Ursprünglich wurde eda aus dringendem Bedarf eines strukturierten Forschungsdatenmanagements heraus gegründet: In den vergangenen Jahrzehnten wurden von den Mitarbeiter*innen des Instituts eine enorme Menge an Forschungsunterlagen gesammelt, auch in laufenden Projekten werden kontinuierlich neue Daten generiert, für die noch immer eine einheitliche Praxis im Umgang mit ethnographischen Forschungsdaten fehlt. Der Ruf nach *Open Data* verstärkt die Dringlichkeit dieses Unterfangens noch zusätzlich (vgl. Ethnographisches Datenarchiv, 2019: 3), von den bereits erwähnten Herausforderungen, die aufgrund der spezifischen Eigenheiten ethnographischer Daten auftreten, ganz zu schweigen. eda hat als befristetes Projekt „Ethnographische Datenarchivierung“ begonnen und konnte nach einer sehr erfolgreichen Pilotphase mit vielversprechenden Ergebnissen nun unter dem Namen „Ethnographisches Datenarchiv“ dauerhaft in den Universitätsbetrieb übernommen werden. Damit hat diese Institution im deutschsprachigen Raum

eine Vorreiterrolle inne und in den vergangenen Jahren konnte bereits eine Vielzahl von Publikationen erscheinen. Diesbezüglich ist unter anderem auf Publikationen von Wolfgang Kraus, Igor Eberhard, Birgit Kramreither, Anna Nindl etc. zu verweisen, viele Artikel werden auch in dieser Arbeit zitiert.

Das Ethnographische Datenarchiv hat erste Datenmanagement-Strategien erprobt, wie eine Langzeitarchivierung sinnvoll umgesetzt werden kann und bietet Lösungsansätze dafür, die Spezifika ethnographischer Daten bestmöglich in eine mögliche Nachnutzung einzubeziehen, sowie Standards und Richtlinien zu entwickeln. Durch intensive Überlegungen und Experimentieren mit historischen und aktuellen Forschungsdaten war es uns (Wolfgang Kraus als wissenschaftlichen Leiter, Birgit Kramreither als organisatorischer Leiterin, Igor Eberhard als Projektmanager und mir als studentischer Assistentin) möglich, Workflows für die notwendigen Schritte zur Digitalisierung und Archivierung festzulegen.

Die Daten, mit denen wir arbeiten, liegen in Text-, Bild- oder Audioformat vor. Textbasierte Daten (wie Feldtagebücher, Forschungsnotizen, Transkripte, etc.), Bilddaten (in den meisten Fällen Fotos, Karten, Zeichnungen, etc.) und Audiodaten (Aufzeichnungen von Interviews, Erzählungen, Musik, etc.) befinden sich größtenteils auf verschiedenen analogen Datenträgern, einige Forschungsdaten kommen uns jedoch auch in digitaler Form unter. Dabei wäre es am besten, diese in ihrem ursprünglichen Format zu archivieren, oft ist dieses jedoch bereits veraltet und die Aufzeichnungen müssen vor der Archivierung in ein geeignetes, möglichst langlebiges Archivformat konvertiert werden.

Das Aufbereiten und Archivieren von Film- und Videomaterial gehörte bisher nicht zu unseren Aktivitäten, was größtenteils an der Notwendigkeit einer Datenkomprimierung und anderen praktischen Optionen liegt. Grundsätzlich ausgeschlossen ist die Bearbeitung von Videoformaten jedoch nicht (vgl. Kraus, 2022: 221ff).

Ziele unserer Institution sind weiters die Festlegung effizienter Abläufe für Datenübergabe, Digitalisierung und Dokumentation ethnographischer Daten und Metadaten, die Definition von Standards, sowie die Klärung spezifischer ethischer und rechtlicher Fragen (vgl. Eberhard, 2023: URL Ethnographisches Datenarchiv). Bestenfalls sollen dadurch Best-Practice-Beispiele generiert werden, die auch außerhalb des Instituts von anderen Personen und Institutionen verwendet werden können.

All dies wird durch die eingehende Kooperation mit universitären, sowie nationalen und internationalen Forschenden und Institutionen ermöglicht, wozu unter anderem Einrichtungen wie e-infrastructrues austria plus, der Fachinformationsdienst Kultur- und Sozialanthropologie an der UB der Humboldt-Universität zu Berlin, die Forschungsplattform CIRDIS, das Institut für Ethnomusikologie, das Phonogrammarchiv, das Universitätsarchiv, sowie das Weltmuseum Wien gehören.

Eine Grundvoraussetzung für den Erfolg von eda war die enge und gute Zusammenarbeit mit dem Team von PHAIDRA, dem Repositorium, in das unsere Datenobjekte dauerhaft gespeichert werden.

PHAIDRA (ein Akronym für *Permanent Hosting, Archiving and Indexing of Digital Resources and Assets*) sorgt seit 2008 an der Universität Wien für die dauerhafte Sicherung und Nachnutzung von digitalen Beständen und wurde auch dort in Zusammenarbeit zwischen Expert*innen aus der Universitätsbibliothek Wien und dem Zentralen Informatikdienst (ZID) entwickelt (vgl. Blumesberger et al., 2014: 3). Es ist ein gesamtuniversitäres *Digital Asset Management System* und stellt unter anderem „die technologische Basis zur Umsetzung der *Open Access*-Policy der Universität Wien dar“ (Universität Wien, o.J.: URL Policy von Phaidra). Ziel dieser Einrichtung ist es, den Angehörigen und dem Personal der Universität die Sicherung und Dokumentation ihrer Leistungen, Forschungsergebnisse, Daten, etc. zu ermöglichen. Objekte, die in PHAIDRA archiviert wurden, erhalten dauerhafte Adressen, werden mit Metadaten beschrieben und sind über Suchmaschinen wie beispielsweise u:search auffindbar - sie werden mittels PHAIDRA also weltweit im Internet zur Verfügung gestellt. PHAIDRA unterstützt unter anderem auch beim Anlegen von Datenmanagementplänen, in denen unter anderem auch der Umgang mit verwendeten oder generierten Daten festgehalten wird (vgl. ebd).

Herausforderungen und Lösungsansätze

Im Bereich der Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen/ethnographischen Daten gibt es trotz des stetig zunehmenden Interesses weiterhin viele Unklarheiten und Herausforderungen, in den vergangenen Jahren konnten aber für viele Probleme bereits Lösungsansätze gefunden werden.

In diesem Kapitel werden die häufigsten Schwierigkeiten und Hindernisse, sowie einige bereits erprobte Lösungsvorschläge aus der Literatur zusammengefasst.

Kontextsensitivität

Eine der größten Herausforderungen bei der Archivierung und der Sekundärnutzung von qualitativen Daten stellt die bereits erwähnte Kontextsensitivität dar. Um Forschungsmaterial wiederverwenden zu können, müssen Handlungen und Äußerungen in ihrem Bedeutungszusammenhang verstanden werden. Sekundärnutzer*innen verfügen in vielen Fällen jedoch nicht über das notwendige Kontextwissen, um Information unverfälscht rekapitulieren zu können, da sie in den allermeisten Fällen nicht bei der Primärforschung anwesend waren. Empirische Forschungsdaten enthalten oft orts- und personenbezogene Informationen, welche für das nähere Verständnis der Forschungssituation notwendig sind. Dabei kann man zwischen dem kommunikativen oder situativen Kontext des Interviews, dem Projektkontext, dem lokalen Kontext oder dem Makro-Kontext unterscheiden. Um das Nachnutzungspotential aufrechtzuerhalten und eine sinngetreue Nachnutzung zu ermöglichen, muss der Kontext der erhobenen Daten also ausführlich dokumentiert werden (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 5).

Smioskis Erfahrungen bei der Archivierung und Sekundärnutzung von Daten haben gezeigt, dass vorhandene Bestände in großen Maßen nicht für eine Archivierung bzw. eine weitere Verwendung geeignet sind, da Kontextinformationen fehlen oder unzureichend dokumentiert wurden. In vielen Fällen wird Kontextwissen nicht dokumentiert, da es für Primärforschende stets abrufbar ist und somit als selbstverständlich angesehen wird (vgl. Smioski, 2012: 228). Dies ist auch mir durch die Arbeit im Datenarchiv bekannt. Die Rekapitulation des Forschungsprozesses wird von vielen Wissenschaftler*innen als ressourcen- und zeitaufwändig angesehen, ein Verzicht der

Dokumentation dieser Daten behindert allerdings maßgeblich deren weitere Verwendung.

Harry van den Berg schlägt deswegen vor, eine Reihe von Mindestanforderungen bezüglich des Forschungskontextes zu entwickeln, die bei der Dokumentation von Daten berücksichtigt werden sollen, unter anderem Information zu Ort und Zeit der Erhebung, die Anwesenheit von Dritten, die für die Interaktion relevanten Merkmale vor Ort, etc. (vgl. van den Berg, 2005: 12).

Unklarheit darüber, was Forscher*innen als Kontext definieren, stellt dabei eine zusätzliche Herausforderung dar: Kontext kann je nach Forscher*in und Forschung unterschiedlich verstanden und vieldeutig interpretiert werden. Von Seiten der Primärforschenden wie auch der Sekundärnutzer*innen gibt es unterschiedliche Vorstellungen davon, welcher Kontext relevant ist und wie diese Daten für die Dokumentation bzw. Interpretation der Situation verwendet werden sollen (vgl. ebd.: 7f). Vor allem partizipative Forschungsdesigns erschweren die Situation zusätzlich je nach Grad der Einbettung des Forschenden in die Situation der Datenerhebung, da auch Beziehungen und Affekte dokumentiert und als Kontextinformation berücksichtigt werden müssen (vgl. Huber, 2019: 4).

Manchmal ist das Kontextwissen zwar vorhanden, jedoch stark vom *bias* des Forschenden beeinflusst. Wie bereits angeführt gilt Objektivität in den Sozialwissenschaften laut von Kutzschenbach als nicht erfüllbar. Eine außenstehende Sichtweise kann seiner Meinung nach nur gewonnen werden, wenn der/die Forschende sich von sich selbst distanzieren, sofern dies möglich ist (vgl. von Kutzschenbach, 1982: 93). Diese Distanzierung und Selbstreflexion muss allerdings, um Forschungsmaterial sekundär nutzbar zu machen, unbedingt dokumentiert werden. Vor allem ethnographische Daten existieren nämlich häufig nur in vorinterpretierter Form und sind oft auf ein einzelnes wissenschaftliches Problem hin spezifiziert (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 88).

Perspektive der Forschenden

Die soziale und kulturelle Umwelt, in der wir leben, wird stetig intersubjektiv von uns wahrgenommen, das Generieren von Daten ist deshalb keine neutrale Aktivität, sondern wird immer von vielen situativen Aspekten, wie unter anderem von der forschenden Person beeinflusst (vgl. von Kutzschenbach, 1982: 18). Besonders bei ethnographischem Material ist die Perspektive von Primärforscher*innen stark eingeschrieben und die Daten können nicht (und sollen auch nicht!) unabhängig davon betrachtet werden: In vielen Fällen wird hauptsächlich die Teilnehmende Beobachtung als Methode gewählt und die Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten ist

zumindest für die Kultur- und Sozialanthropologie von zentraler Bedeutung. Aus diesem Grund ist in diesem Fall die Einflussnahme, die der/die Forscher*in auf seine Daten ausübt, auch besonders stark.

Dieses Wissen rund um die Forschungssituation datenförmig darzustellen ist allerdings kompliziert. Aufzeichnungen von Primärforschenden geben oft nur einen geringen Teil dessen wieder, was diese während der Forschung körperlich sowie emotional erlebt haben (vgl. Breidenstein et al., 2013: 115). Doch selbst Sekundärnutzer*innen, die direkten Zugriff auf das gesamte Originalmaterial haben, empfinden es oft als schwierig, dies zu verstehen und es hat sich als beinahe unmöglich erwiesen, Wissen unabhängig von seinen Produzent*innen und Kontexten getrennt zu betrachten (vgl. Anderson, Carlson, 2007: 647) - vor allem auch, weil die Übersetzung von Kontextwissen in Daten immer mit Verzerrungen und Reduktionen verbunden ist. Die Kultur- und Sozialanthropologie stellt den Anspruch der Trennung von Forschungserkenntnis und Forschenden jedoch nicht.

Da die „soziale Wirklichkeit“ nur aus der Sicht der beforschten Gruppen, also von innen heraus, verstanden werden kann, ist man als Sekundärnutzer*in beim Analysieren von bereits erhobenen Daten auf die Erfahrungen der Primärforschenden, welche in direktem Kontakt mit den Beforschten waren, angewiesen. Durch deren intensives Mitgestalten der Forschungssituation entsteht implizites Wissen, welches die Interpretation der vorherrschenden Situation und somit die Daten, die generiert werden, beeinflusst (vgl. Smioski, 2012: 232). Das Wissen um den wirklichen Kontext bleibt Sekundärnutzer*innen jedoch verwehrt, da dieser laut Meier zu Verl und Meyer aufgrund seiner impliziten und präreflexiven Natur schwer zu dokumentieren ist, weswegen Primärforscher*innen sich selten die Mühe machen, dies zu objektivieren und zu versprachlichen (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2005: 83). Meier zu Verl und Meyer gehen davon aus, dass diese mangelnde Dokumentierbarkeit von präreflexivem Kontextwissen eine Sekundärnutzung von ethnographischen Daten unmöglich mache, da man, um den gesamten Kontext einer Forschungssituation vollständig verstehen zu können, „den Körper der Ethnografin mit zu den Akten legen“ (ebd.: 81) müsse. Sie sehen den Körper des/der Ethnograph*in als das zentrale Forschungsinstrument, in dem jegliches Wissen gespeichert ist, welches das Verstehen von Material als Daten ermöglicht (vgl. ebd.: 83) und werten dies als Ausschlussgrund für eine gelingende Datennachnutzung.

Das Ausmaß an Einfluss, den ein/e Wissenschaftler*in auf Forschungssubjekte hat, ist deswegen

sowohl aufgrund seines/ihres Daseins im Feld, als auch aufgrund der anschließenden Veröffentlichung von Forschungsdaten, enorm. Mit der fehlenden Distanz zwischen Forscher*in und Beforschten geht stets auch eine moralische Verpflichtung einher, sowohl in der Beziehung zwischen den Forschungsakteur*innen, als auch im Umgang mit Daten: Forschende müssen in der Lage sein, ihre Daten nach eigenem Ermessen zu positionieren und zu schützen (vgl. Carusi, Jirotko, 2009: 293).

Ethische Herausforderungen

Datenmanagement ist immer auch abhängig von ethischen Überlegungen und der Sensibilität beim Umgang mit Daten. Aus diesem Grund ist es notwendig auf datenschutzrechtliche und ethische Ansprüche an eine Anonymisierung zu achten, jedoch gleichzeitig genug Kontextinformation zu archivieren, um ohne allzu große „Wissenslücken“ die Weiterverwendung von Forschungsdaten garantieren zu können (vgl. Smioski, 2012: 137). Bei der qualitativen Datenarchivierung kann in den Augen von Smioski stets nur projektspezifisch über eine mögliche Sekundärnutzung entschieden werden, da viele Datensätze Informationen enthalten, die zu sensibel für eine Veröffentlichung wären oder weil keine Einverständniserklärung vorliegt (vgl. ebd.: 219).

Einverständnis wird als „dynamischer und reflexiver Prozess der Aushandlung“ verstanden, wobei sich das Einholen einer schriftlichen Einwilligungserklärung in vielen Fällen jedoch als kompliziertes Unterfangen erweist: In manchen Gesellschaften sind die Konzepte der westlichen Welt unpraktikabel und nicht übersetzbar (vgl. Imeri, 2005: 74). Gerade wenn es um sensible Forschungsfragen geht, ist die Einholung eines Einverständnisses in schriftlicher Form besonders problematisch, da sich dadurch Forschungspartner*innen potentieller Gefahr aussetzen könnten oder ihre Privatsphäre verletzt wird (vgl. Strickert, 2020: 30). Einverständniserklärungen sind aber in meinen Augen insofern wichtig, da Forschungssubjekte sonst nicht immer über die Risiken aufgeklärt werden können und oft gar nicht wissen, dass ihre Daten möglicherweise für eine Weiterverwendung archiviert werden bzw. um sich als Forscher*in abzusichern.

Die vorherrschende Meinung bei der Arbeit mit ethnographischen Daten ist, dass das Vertrauensverhältnis zwischen Forschenden und Beforschten wichtiger ist als die Offenheit der Daten: Der Schutz der Forschungssubjekte steht über dem Wunsch nach *Open Access*. Interviewpartner*innen sind gleichzeitig Koproduzent*innen der Forschungsdaten und haben

somit das Recht, über den Umgang mit den erhobenen Daten mitzubestimmen, oder mindestens über den Verbleib der Daten informiert zu sein (vgl. Eberhard, 2019: 273) – ein Punkt, der sich auch in den CARE-Kriterien widerspiegelt. Auch in den Augen von Hollstein und Strübing hat der Schutz der Akteur*innen im Feld Vorrang gegenüber der Archivierung bzw. Nachnutzung von Forschungsmaterial: Die Wiederverwendung von Daten muss immer fallspezifisch entschieden werden (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 10). Diese ethischen Bedenken sind mitunter ein Grund, weshalb die Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten von vielen Forscher*innen abgelehnt wird.

Prinzipiell mangelt es an den Richtlinien für den Umgang mit Daten aus qualitativen Forschungen: Wissenschaftler*innen sind in vielen Fällen auf sich allein gestellt, wenn es um die ethischen und rechtlichen Dimensionen der von ihnen erhobenen Daten geht. Es fehlt auch heute oft noch an klaren Anforderungen.

In diesem Zusammenhang hat die DGSKA (Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie) einen ethnologischen Ethik-Codex formuliert. Dazu gehören unter anderem die Forderung nach transparenter Forschung inklusive Zustimmung der Forschungsteilnehmer*innen, sowie die Erklärung, die Sicherheit und Interessen dieser Teilnehmer*innen an erste Stelle zu stellen. Sie schließt sich inhaltlich der allgemeinen Menschenrechtserklärung der UN an (vgl. Hornbacher, 2018: 11ff). Einverständnis aller Beteiligten und die Freiwilligkeit ihrer Mitarbeit sind forschungsethisch zwar geboten, werden jedoch in der Praxis oft ohne standardisierte Vereinbarung beschlossen und gelten häufig als Aushandlungssache. In einigen Gesellschaften können schriftliche Einwilligungserklärungen aus verschiedenen Gründen nicht oder nur unzureichend durchgeführt werden (vgl. Imeri, 2018: 74).

Datenschutz und Anonymisierung

Geht es um sensible Daten, also jene, die von Natur aus häufig einen sehr persönlichen Charakter aufweisen, stellt sich auch die Frage nach Datenschutz. Flexible Regelungen, die Rechtssicherheit bieten und gleichzeitig die Forschung möglichst nicht beeinträchtigen, sind für Material dieser Art essenziell, auch wenn sich die Aufbereitung für Langzeitarchivierung und Sekundärnutzung schwierig gestaltet (vgl. Imeri, 2018: 75). Datenschutz und Datensicherheit stehen dabei an oberster Stelle, ungeachtet dessen, dass es durch eine sachgemäße Aufbereitung häufig zu einer Einschränkung der Nachnutzbarkeit von qualitativen Daten kommt und die „Etablierung einer

Kultur des *data sharing*“ darunter leiden muss (vgl. Hollstein, Strübing, 2018: 5).

In der vorliegenden Arbeit unterscheide ich, da es auch in der Literatur oft nicht konsequent gehandhabt wird und es somit möglicherweise zu einiger Verwirrung beitragen könnte, nicht zwischen den Begriffen „Anonymisierung“ und „Pseudonymisierung“. Ich verwende beide Bezeichnungen gleichbedeutend, merke aber an, dass viele Autor*innen zwischen den Begriffen differenzieren und unter „Pseudonymisierung“ das Ersetzen personenbezogener Daten mit anderen Begriffen verstehen. In dieser Arbeit wird auch dafür – abgesehen von direkten Zitaten – der Terminus „Anonymisierung“ verwendet.

Eine Reidentifizierung von Personen anhand ihrer Aussagen, Kontextinformationen, etc. kann in vielen Fällen nicht vollkommen ausgeschlossen werden, eine „formale Anonymisierung“ (Hollstein, Strübing, 2018: 10) bei der man lediglich die direkten Identifikationsmerkmale entfernt, reicht meistens nicht aus (vgl. ebd). Im deutschen Bundesdatenschutzgesetz (BDSG) ist es beispielsweise so, dass personenbezogene Daten in einem so hohen Grad verändert werden müssen, dass

„Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse nicht mehr oder nur mit einem unverhältnismäßig großen Aufwand an Zeit, Kosten und Arbeitskraft einer bestimmten oder bestimmbar natürlichen Person zugeordnet werden können“ (intersoft consulting, o.J: URL [dsgvo-gesetz.de](https://www.dsgvo-gesetz.de)).

in Österreich ist das nicht anders. Oft sind es eine Vielzahl an Identifikationsmerkmalen, die in ihrer Zusammensetzung die Identität einer Person preisgeben können. Vor allem bei kleinzähligen Gruppen besteht die Gefahr, dass ein Mitglied anhand der in den Daten enthaltenen Information wiedererkannt werden kann. Insbesondere bei Fragen zu sensiblen Themen, wie beispielsweise der politischen Einstellung oder der sexuellen Orientierung können vor allem in nicht westlichen Kontexten eine große Bedrohung für die Datengebenden darstellen (vgl. Eberhard, 2020: 171).

Pseudonymisierung wird dabei als Verarbeitung von Forschungsdaten verstanden, sodass

„die personenbezogenen Daten ohne Hinzuziehung zusätzlicher Informationen nicht mehr einer spezifischen betroffenen Person zugeordnet werden können, sofern diese zusätzlichen Informationen gesondert aufbewahrt werden und technischen und organisatorischen Maßnahmen unterliegen, die gewährleisten, dass die personenbezogenen Daten nicht einer identifizierten oder identifizierbaren natürlichen Person zugewiesen werden.“ (Wirtschaftskammer Österreich, 2023: URL WKO)

Datenschutzrechtliche Fragen sollten also bereits in der Planungsphase des Projektes berücksichtigt und in die Forschung eingebettet werden.

Neben dem Recht auf Datenschutz stellt sich auch die nicht minder wichtige Frage des Urheberrechts, jedoch kann die Frage, ob Rechte an der Genese von Forschungsdaten überhaupt bestehen, nicht beantwortet werden, da ein Eigentum an Daten bisher noch nicht existiert, auch wenn Forschungsdaten unter bestimmten Umständen ein urheberrechtlicher Schutz obliegen kann. Dieser bezieht sich jedoch nicht auf den Inhalt des Materials, sondern lediglich auf die Form des Werkes, beispielsweise in Form eines Bildes oder Textes, nicht aber auf die enthaltene Information. Im Archivierungs- und Weiterverwendungskontext ist dieses Recht also nur bedingt brauchbar (vgl. Kuschel, 2018: 164ff). Eng mit der komplizierten Situation rund um die Klärung der Rechte an den Daten ist auch die Sorge um die wissenschaftliche Konkurrenz, der nicht der Zugriff auf die eigenen Daten gegeben werden will.

Konkurrenzdenken und Schutz von Forschungspartner*innen

In vielen Fällen vermeiden Forscher*innen die Archivierung und Weitergabe ihrer Daten, weil sie sich über die Vor- und Nachteile der Nachnutzung unsicher sind. Für viele besteht aus diesem Grund der Wunsch, dass sie über potentielle Nutzer*innen der von ihnen erhobenen Daten informiert werden, um somit Verwendung und Zugriff kontrollieren zu können. Häufig ist damit auch die Angst vor Missbrauch der Daten verbunden, da in erster Linie die Primärforschenden für die Wahrung der Anonymität ihrer Forschungsteilnehmer*innen verantwortlich sind und Vertraulichkeitsverletzungen fürchten. Vor allem bei qualitativen Daten ist dies eine besondere Herausforderung, da meist ein Reichtum an Details vorliegt und kleine, vulnerable Gruppen beforscht werden (vgl. Smioski, 2012: 75).

Andererseits könnte es zu Exklusionsphänomenen führen, würden Forscher*innen die alleinige Kontrolle ihrer Daten einfordern. Denn auch wenn Forschende der Neu- und Umdeutungen ihrer Daten nicht immer zustimmen, muss betont werden, dass Forscher*innen keine exklusive Deutungshoheit über ihre Daten haben und auch nicht beeinflussen können, was anhand ihres Materials in weiterer Folge von Sekundärnutzer*innen publiziert wird (vgl. Huber, 2019: 2). Das Wahren der Identität von Forschungssubjekten ist auch durch eine aufwendige Anonymisierung nicht immer möglich: Eine Wiederverwendung birgt oft das Risiko der Re-Identifizierung, da die Identität von Personen in unterschiedlichen Zusammenhängen leichter wieder preisgegeben

werden könnte, wenn das Datenmaterial mehrmals genutzt wird (vgl. Bambey et al., 2017: 4).

Neben der Sorge um die Verletzung der Persönlichkeitsrechte von Forschungsteilnehmer*innen, werden viele Forschende anscheinend auch durch persönlichere Bedenken von der Archivierung ihrer Forschungsdaten abgehalten. Als Beispiel erwähnt Elisabeth Huber, dass viele Wissenschaftler*innen ängstlich wären, „im Archiv bloßgestellt zu werden“ (Huber, 2019: 15) oder konkurrierenden Forscher*innen mit dem Zugriff auf die eigenen Daten einen wissenschaftlichen Vorteil verschaffen zu können. Dies könnte nur mit einer klareren Regelung zum Verbleib und Umgang mit Forschungsdaten verhindert werden, doch solange Fördergeber*innen Forschende bei der Frage nach Archivierung und Weiterverwendung nicht mehr unterstützen (sei es in Form von Anreizen oder Verpflichtungen), wird sich an der Attraktivität einer Archivierung für Datengeber*innen wenig ändern.

Andere Herausforderungen

Zusätzlich gibt es auch Hindernisse finanzieller, inhaltlicher, technischer und personeller Natur, welche sich negativ auf die Bereitschaft zur Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten auswirken.

Die Frage nach Finanzierung ist eines der zentralen Probleme, wenn es um die Etablierung von Infrastrukturen für Forschungsdatenmanagement geht, vor allem weil auch Datenerhebungen zeit- und ressourcenintensiv sind und die finanzielle Ausstattung vieler Fördereinrichtungen nicht das nötige Budget für eine Langzeitarchivierung beinhaltet (vgl. Smioski, 2012: 67). Die finanzielle Situation erschwert die Etablierung funktionierender Archive enorm. Smioski sieht dabei auch die öffentliche Wahrnehmung von Archiven gefährdet: Ohne entsprechendes Budget können Archive nur langsam Daten anreichern, wodurch das Ansehen der Infrastruktur abnimmt bzw. sich gar nicht erst festigen kann. Dies wirkt sich auch nachteilig auf die archivarische Tätigkeit aus. Stabile finanzielle Voraussetzungen und eine längere Planung sind für den Aufbau von Datenbeständen, die Betreuung von Datengebenden und -nutzenden, Öffentlichkeitsarbeit, sowie für den laufenden Betrieb essenziell. Die meisten kleineren Archive sind budgettechnisch jedoch eher schlecht aufgestellt und es ist kaum möglich, eine erfolgreiche und nachhaltige Archivarbeit zu gewährleisten (vgl. ebd.: 202ff).

Auch die Archivierungsfähigkeit variiert zwischen den einzelnen Datenbeständen stark und ist bei qualitativen bzw. ethnographischen Forschungsdaten prinzipiell eher kompliziert. Vor allem Daten

in Form von Feldnotizen oder Feldtagebüchern, welche primär in der ethnographischen Forschung generiert werden, stellen in diesem Kontext einen großen Unsicherheitsfaktor dar. Abhängig von konkretem Material muss abgewogen werden, ob und inwiefern Daten zur Archivierung und Nachnutzung bereitgestellt werden können. Durch das hohe Maß an persönlichem Einfluss des/der Forschenden ist häufig unklar, ob und wie viel Mehrwert ethnographische Daten Sekundärnutzenden bringen können (vgl. Imeri, 2018: 75f).

Neben der Frage nach der Finanzierung und dem Umgang mit inhaltlich komplexen Forschungsdaten gibt es auch vielerlei Unklarheiten was die technische Umsetzung betrifft. Datenmanagementmethoden für quantitatives Forschungsmaterial lassen sich nicht einfach auf den qualitativen Bestand übertragen, sondern erfordern spezifische Infrastrukturlösungen (vgl. Strickert, 2020: 5). Die technische Umsetzung einer Archivierung gestaltet sich bei qualitativem Material weitaus schwieriger als bei Daten aus quantitativen Forschungen, weiters lassen sich Textdokumente erheblich leichter anonymisieren als Audio-, Video- oder Bilddateien, bei welchen beim Bearbeiten des Materials schnell mit Qualitätseinbußen zu rechnen ist. Das Verpixeln bei Abbildungen, die Veränderung des Tones bei Audioaufnahmen, sowie die Verfremdung des Bildes bei Videoaufnahmen sind mit einem so großen technischen Aufwand verbunden, der die Weiternutzung der Daten in vielen Fällen nicht mehr rechtfertigt (vgl. Smioski, 2012: 138).

Bevor im nächsten Abschnitt auf die Methodik meiner Forschung eingegangen werden soll, ich meine Forschungspartner*innen vorstelle und meine Ergebnisse präsentiere, werde ich auf die Lösungsansätze eingehen, welche bereits erprobt wurden und in der Literatur zu diesem Thema aufscheinen.

Anonymisierung von Daten

Einer der in der Literatur vorgestellten Lösungsvorschläge setzt auf eine umfangreiche Anonymisierung. Diese sollte gewährleisten, personenbezogene Information über Forschungsteilnehmer*innen so unkenntlich wie möglich zu machen, um die Identität von Befragten bestmöglich zu wahren bzw. personenbezogene Daten nur mit überproportional großem Ressourceneinsatz preiszugeben (vgl. Medjedovic, Witzel, 2010: 75). Informationen, die im entsprechenden Kontext Hinweise auf eine bestimmte Person geben könnten, werden dabei unkenntlich gemacht.

In der qualitativen Forschung, insbesondere in der Ethnographie, wird jedoch häufig eine vertrauliche Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten aufgebaut, auch die Emotionen und Wahrnehmungen des/der Forscher*in fließen in die Daten ein, Wissenschaftler*innen treten durch die von ihnen erhobene Forschungsdaten oft als Person in Erscheinung und können durch sie identifiziert werden (vgl. Huber, 2019: 4).

Durch Bedeutung des Kontextes bei ethnographischer Daten wird auch die Anonymisierung personenbezogener Information erschwert bzw. in vielen Fällen unmöglich, da dies immer mit einem Verlust von Kontextinformation einhergeht. Aus diesem Grund sieht man sich bei der Bereitstellung von ethnographischem Forschungsmaterial häufig mit einem Dilemma konfrontiert: Man möchte einerseits Daten zugänglich machen, jedoch gleichzeitig bestimmte personenbezogene Informationen bewahren, um möglichst wenig Wissen über den Kontext der Forschung zu verlieren. Genau diese Information kann jedoch dazu führen, dass Forschungssubjekte erkannt werden können, was in bestimmten Kontexten fatal wäre (vgl. Kraus, 2022: 220). Vor allem in kleineren, abgeschlossenen Gesellschaften reicht es oft nicht aus, personenbezogene Daten unkenntlich zu machen, da die Gefahr, Personen trotz der Anonymisierung zu identifizieren, sehr hoch ist. Der Versuch, alle Informationen, die Aufschluss über die Identität von Forschungssubjekten geben können, zu entfernen, bedeutet jedoch einen Verlust des Forschungskontext und riskiert, die Daten für eine Weiternutzung unbrauchbar zu machen (vgl. Eberhard und Kraus, 2018: 45f). In diesem Fall entscheidet man sich jedoch immer für den Schutz der befragten Personen.

In Datenarchiven liegen die Forschungsdaten meist nicht in verändertem Zustand vor und die Nachnutzenden verpflichten sich vertraglich zu einer umfangreichen Verschleierung der Daten ehe diese weitergenutzt werden können und zur Vernichtung des Materials nach der einmaligen Nutzung (vgl. Strickert, 2020: 27). Bei der Anonymisierung lassen sich laut Medjedovic und Witzel drei Arten unterscheiden: Bei der formalen Anonymisierung werden Personen-, Firmennamen oder Adressen bzw. direkte Identifikatoren entfernt. Bei der faktischen Anonymisierung werden Informationen, die indirekt oder in Kombination mit anderen Daten Rückschlüsse auf die Identität der befragten Person ermöglichen würden, verändert. Wenn die Rückschlüsse auf eine Person wirklich ausgeschlossen werden können, spricht man von absoluter Anonymität (vgl. Medjedovic, Witzel, 2010: 75).

Einwilligungserklärung/*Informed Consent*

Eng damit verbunden ist das Einholen einer Einwilligungserklärung bzw. *informed consent*. Bei der Absicht, Daten, die beispielsweise durch Interviews oder Befragungen zustande gekommen ist, zu archivieren ist eine Einwilligungserklärung der Befragten verpflichtend. Dabei werden Forschungsteilnehmer*innen bereits vor dem Interview über den Zweck der Datenerhebung, das Forschungsvorhaben, die Verarbeitung der Daten etc. informiert, sodass sie genug Informationen über das Projekt haben, um selbst entscheiden zu können, ob und inwiefern sie bei der Forschung mitwirken möchten. Nur wenn die Befragten zur Archivierung und Weiterverwendung ihrer Daten eingewilligt haben, ist das weitere Vorgehen rechtlich unproblematisch. In einigen Fällen können Ethik- und Einwilligungserklärungen die Sekundärnutzung von Daten auch unterbinden, was folglich gegen die Langzeitarchivierung dieser Daten spricht und nur Primärforschende können diese Daten schlussendlich verwenden (vgl. Kinder-Kurlanda, Watteler, 2015: 515f). Besonders bei Daten, die durch ein besonders hohes Maß an Zusammenarbeit zwischen Forschenden und Beforschten auffallen, lassen sich die Besitzansprüche oft nicht eindeutig feststellen, in diesem Fall muss man auch forschungsethische Gesichtspunkte miteinfließen lassen (vgl. Strickert, 2020: 26). Strickert erwähnt weiters noch die Möglichkeit des sogenannten *broad consent*. Es handelt sich dabei um eine Einwilligungsmöglichkeit, welche die finalen Forschungszwecke noch offenlässt und es rechtlich ermöglicht, Daten nutzen zu dürfen, die primär für andere Zwecke erstellt worden sind. Ethische Gesichtspunkte müssen jedoch auch in diesem Fall unbedingt mitreflektiert werden (vgl. ebd.: 31), denn trotz aller Vorkehrungen und rechtlichen Absicherungen durch Einverständniserklärungen ist das Wahren der Interessen von Forschungsteilnehmer*innen ein komplexes Unterfangen.

Reflexion und Rekontextualisierung der Daten

Eine zentrale Voraussetzung für die Archivierung und Weiterverwendung von Daten aus der qualitativen Forschung ist eine umfassende Datendokumentation und dabei vor allem eine umfangreiche Reflexion und Rekontextualisierung des Materials. Durch das Nachdenken über den Forschungsprozess und das bewusste Erinnern der Erlebnisse wird sichergestellt, dass die gesammelte Information in weiterer Folge auch von Sekundärnutzenden verstanden werden kann. Die Reflexion und Rekontextualisierung der Forschung fungiert somit als Verbindungsstück zwischen Primärforscher*innen und Nachnutzer*innen. Da der gesamte Forschungsprozess nie

komplett transparent gemacht werden kann, ist die Reflexion des Forschungsprozesses umso wichtiger, was nur mit einem ausreichenden Maß an Kontextinformation möglich ist (vgl. Smioski, 2012: 227). Ein reflektierter Umgang mit Forschungskontexten ist zudem nicht nur im Bereich der qualitativen Sekundäranalyse von Nutzen, sondern für die gesamte qualitative Forschung (vgl. ebd.: 185). Schwierigkeiten bei der Forschung, Konflikte, Gefühle oder aufwühlende Ereignisse müssen reflektiert werden und mit dem Forschungskontext in Verbindung gebracht werden. Erst durch die genaue Aufarbeitung des Erfahrenen kann der Forschungszusammenhang klar dargestellt werden und Daten werden für die Nachnutzung brauchbar gemacht (vgl. Kramreither: 2021: 3).

Gerhard von Kutzschenbach sieht „die integrative Darstellung des Forschungsprozesses [...] als Ideal einer transparenten ethnographischen Berichterstattung [...]“ (von Kutzschenbach, 1982: 165) und erkennt darin vor allem den Vorteil für Leser*innen, den Forschungsprozess nachvollziehen und überprüfen zu können. Nur durch die fachgemäße Verwaltung, Aufbewahrung, Dokumentation und die regelmäßige Kontrolle der Daten schafft man gute Bedingungen, um qualitative Daten langfristig nachnutzen zu können.

Dennoch gibt es auch heute noch nicht ein ausreichendes Maß an Bewusstsein für diesen wichtigen Schritt der Datendokumentation. Aus diesem Grund ist es umso wichtiger, Reflexionsprozesse umfangreicher in die Lehre zu integrieren.

Öffentlichkeitsarbeit und technische Lösungen

Um das Archivieren und Weiterverwenden von qualitativen Daten bzw. qualitative Datenarchive im Allgemeinen für Forscher*innen attraktiver zu machen, soll auf technische Lösungsansätze und mehr Präsenz in der Öffentlichkeit zurückgegriffen werden. Die Archivierung qualitativer Daten erfordert nämlich auch auf technischer Ebene andere Strategien als quantitatives Material, welche bereits bei der Projektplanung berücksichtigt werden müssen. Eine entsprechende Aufbereitung und Dokumentation von Daten soll sie einer weiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich machen. Sabine Imeri sieht die Notwendigkeit darin, Akzeptanz gegenüber fachspezifischen Zugängen, Forschungsstrategien und forschungsethischen Grundsätze entgegenzubringen und damit im Einklang Verfahren und technische Lösungsansätze zu entwickeln, die eine Archivierung und Weiterverwendung von qualitativen Daten ermöglichen bzw. erleichtern (vgl. Imeri, 2018: 76). Ein Universalmodell, das für alle Materialarten und Datenbestände funktioniert, gibt es allerdings

nicht.

Eine großer Verantwortungsschwerpunkt im Bereich der Attraktivitätssteigerung qualitativer Datenarchive liegt in der Qualitätssicherung. Eine Verbesserung der Qualität der Datendokumentationen stellt einen wichtigen Ausbaubereich der Archive der Zukunft dar. Eine Unterstützung der Datenarchive auf diesem Gebiet sowie größere Transparenz im Zusammenhang mit der Archivierung von Datensätzen könnte positive Auswirkungen auf die Qualität von Forschung und (in weiterer Folge) auf das Ansehen von Datenarchiven haben (vgl. Smioski, 2012: 230). Auch auf Ebene der Öffentlichkeitsarbeit gibt es Ausbaupotenzial. Erfolgreiche Publicity, sei es in Form von Veranstaltungen oder durch die Bereitstellung von Informationsmaterial, kann für ein steigendes Bewusstsein im Umgang mit Forschungsdaten sorgen, die Wahrnehmung von Archiven per se hat einen direkten Einfluss auf die Wertschätzung der Arbeit, die dort geleistet wird. Eine Zusammenarbeit mit verschiedensten Stakeholdern, wie Bibliotheken, Fördergebern, sowie Forschenden und Beforschten würde Vorteile für alle Beteiligten bedeuten (vgl. Eberhard, 2020: 175).

Personelle Lösungen

Auch auf personeller Ebene gibt es Lösungsansätze für die Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten: Zum einen soll auf den Austausch von Forscher*innen und Sekundärnutzer*innen gesetzt werden, zum anderen wäre es sinnvoll, Fachpersonal für den Umgang mit archivierten Daten auszubilden.

Strickert konnte im Rahmen seiner Forschung herausfinden, dass ein fachwissenschaftlicher Hintergrund – also Kenntnisse im jeweiligen Fachgebiet, aus dem die Forschungsdaten stammen – bei Datenkurator*innen im Besonderen für Aufgaben wie die Prüfung der Datensätze, die Datendokumentation und die Beratung und Betreuung von Nachnutzenden immer wichtiger wird (vgl. Strickert, 2020: 51). Dafür steht auch die Möglichkeit im Raum, Forscher*innen im Rahmen der Universität zu *Data Stewards* auszubilden. Dies hätte den Vorteil, dass diese so in der Lage wären ihre Forschung zu optimieren und die Ergebnisse noch nachhaltiger und konform der Prinzipien der FAIR-/CARE-Kriterien generieren und bereitstellen zu können (vgl. Eberhard, 2020: 170). Auf jeden Fall wird es als zielführend angesehen, für einen vermehrten Austausch zwischen Forschenden, Datenmanager*innen, -kurator*innen und Nachnutzenden zu sorgen. Nur so kann ein gegenseitiges Verständnis entwickelt und die Entwicklung neuer Praktiken, Methoden und

Tools vorangetrieben werden (vgl. Mosconi, 2019: 34).

Eine Zusammenarbeit zwischen Primär- und Sekundärforscher*innen ist vor allem für die Nachnutzung von Archivdaten sinnvoll. Viele Forschende würden ihre Daten nur unter bestimmten Bedingungen, wie beispielsweise der engen Zusammenarbeit mit Nachnutzenden, archivieren oder mit dem Wissen, welche ihrer Daten für welchen Zweck verwendet werden. Dass ihre Daten nur von vertrauenswürdigen Forscher*innen für einen guten wissenschaftlichen Zweck verwendet werden, ist ein weiteres Kriterium (vgl. Smioski, 2012: 36).

Im folgenden Abschnitt werde ich die von mir verwendeten Methoden darlegen und meine Forschungspartner*innen vorstellen.

Methodik

Neben der Rezeption von Literatur stützt sich meine Forschung größtenteils auf zwei empirische Quellen: Zum Einen konnte ich durch meine Tätigkeit im ethnographischen Datenarchiv quasi als Teilnehmende Beobachterin fungieren, zum Anderen war es mir möglich anhand qualitativer Interviews mit Nachwuchsforscher*innen mehr über die Herausforderungen der Datenarchivierung und Sekundärnutzung aus Sicht von Forschenden zu lernen und herauszufinden, welche Lösungsansätze ihrer Meinung nach sinnvoll erscheinen.

Teilnehmende Beobachtung

Als ein zentrales Feld meines Forschens und Handelns anlässlich meiner Masterarbeit würde ich das ethnographische Datenarchiv (eda) nennen und die mit dieser Institution verbundenen Personen, die maßgeblich zur Beantwortung meiner Forschungsfrage beitragen.

Durch die enge Zusammenarbeit mit Datengeber*innen und anderen Akteur*innen, die sich mit ethnographischen Materialien beschäftigen, erhalte ich im Rahmen meiner Mitarbeit bei eda wichtige Einblicke in das Thema, dessen komplexe Zusammenhänge und einen erleichterten Einstieg ins Feld. So war es mir mitunter möglich, als Teilnehmende Beobachterin mitzuwirken, mir Notizen zu machen und diese zu einem späteren Zeitpunkt bestmöglich in den Forschungs- und Schreibprozess zu integrieren.

Bei der Teilnehmenden Beobachtung geht es zentral um Interaktion und Kommunikation mit Forschungssubjekten. Im weitesten Sinne beruht diese Methode darauf, am Leben und an den Erfahrungen anderer Menschen teilzunehmen. Die Information wird aus dem Kommunikationsprozess generiert, sowohl das Wissen des/der Forscher*in, als auch das Wissen der beforschten Personen ist schlussendlich darin enthalten (vgl. Kraus, Reitter, 2020.: URL Blended Learning KSA).

Dieses Vorgehen ist eine der wichtigsten und populärsten Methoden in der ethnographischen Forschung, bei welcher Wissenschaftler*innen zur Beschaffung von Information an den Interaktionen einer Gruppe teilnehmen, diese beobachten und somit Daten generieren. Dabei ist die physische Präsenz der Forschenden die Hauptvoraussetzung, Befragungen und Interviews werden oft noch zusätzlich zur Teilnehmende Beobachtung eingesetzt, reichen alleine jedoch nicht immer für ein ausreichendes Verständnis der untersuchten Personen aus. Die Methode ist vor

allem für Forschungen geeignet, in denen es um das konkrete Handeln von Personen in bestimmten Situationen und Lebenswelten geht. Das Agieren selbst steht im Vordergrund und somit wird auch Wissen, das nicht verbalisiert wird, zugänglich. Zu Beginn der Forschung ist der Fokus des/der Forschenden möglichst breit, während er sich im Laufe der Zeit zunehmend in die Tiefe verlagert. Informationen werden meist in Form von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen niedergeschrieben und entwickeln sich somit zu Daten (vgl. ebd.).

Im Rahmen der Teilnehmenden Beobachtung ist die forschende Person ihr eigenes Instrument zur Informationsgewinnung bzw. der Generierung der Daten: Sowohl die Eindrücke und Interaktionen während des Agierens und Beobachtens im Feld, als auch die Aufbereitung der Daten im Anschluss haben eine selektive Komponente und sind abhängig von der Person des/der Forscher*in, ihrer Einstellungen und ihrem Vorwissen – ein Grund, weshalb sich die Archivierung und Weiterverwendung dieser Daten häufig als schwierig gestaltet und kritisiert wird (vgl. Cohn, 2014: 72ff).

Früher waren Forschungsfelder eher nach geographisch abgrenzbaren Einheiten definiert, geforscht wurde oft innerhalb eines Dorfes oder einer Gruppe bzw. innerhalb einer geschlossenen Gesellschaft. Heute überschreiten Netzwerke, in denen Personen handeln, häufig lokale Grenzen. Weiters vertritt man nun vermehrt die Meinung, dass eine Gesellschaft nie objektiv in ihrer Gesamtheit abgebildet werden kann und das Forschungsfeld vielmehr ein Netzwerk ist, das durch die verschiedenen Teilnehmer*innen konstruiert wird und keine in sich abgegrenzte Gruppe mehr darstellt (vgl. ebd.: 74). So ist es auch im Fall meiner Forschung.

Meine Mitarbeit bei eda ist zwar keine Teilnehmende Beobachtung nach der ursprünglichen Definition, dennoch würde ich meine Tätigkeit gewissermaßen als eine solche bezeichnen, da ich in meinem Forschungsfeld nicht in der Rolle einer außenstehenden unbeteiligten Beobachterin verbleibe, sondern in gewisser Weise Aussagen „von innen heraus“ machen kann. Das Feld, in dem ich mich bewege ist in diesem Fall keine mir unbekannte Gesellschaft, sondern das ethnographische Datenarchiv und die Akteur*innen, mit denen ich interagiere, sind Mitarbeiter*innen, Datengeber*innen und Nachwuchsforscher*innen. Durch meine Interaktion und Kommunikation mit den Beteiligten und der Erfahrung, die ich als Akteurin in diesem Feld mache, kann ich Informationen sammeln, mithilfe welcher ich schlussendlich meine Forschungsfragen beantworten kann.

Meine Erkenntnisse aus diesem Bereich habe ich in einem Beobachtungsprotokoll festgehalten.

Das qualitative/ethnographische (Online-)Interview

Zwischen 30.3.2020 und 28.11.2020 habe ich sieben qualitative, ethnographische Interviews mit Doktorand*innen der sozialwissenschaftlichen Fakultät durchgeführt.

Im Gegensatz zu einer normalen Unterhaltung obliegt beim (ethnographischen) Interview das Stellen der Fragen und die Strukturierung des Gesprächs stets dem/der Forschenden, gleichzeitig hat die Durchführung das Ziel, ein Gefühl des gegenseitigen Verständnisses zu erzeugen. Dabei beruht das ethnographische Interview sowohl auf beidseitiger Gesprächsbereitschaft, als auch der Verständigung zwischen allen Beteiligten (vgl. Schlehe, 2020: 91).

Bedingt durch die Corona-Pandemie und die dadurch geltenden Kontaktbeschränkungen war mir leider nur die Durchführung eines einzigen Interviews persönlich möglich, alle anderen haben via des internetbasierten Instant-Messaging-Dienstes *Skype* stattgefunden. Ein Online-Interview ist wie ein persönliches/analoges Interview ein Gespräch, das aus einem Fragenset, einem/r Interviewer*in, einem/r Interviewpartner*in und der Technologie zur Durchführung und Aufzeichnung des Interviews besteht. Was ein Online-Interview von einem herkömmlichen face-to-face Interview unterscheidet ist zum einen die Rolle der Technologie und zum anderen der Ansatz des/der Interviewer*in, um eine Beziehung aufzubauen und das Gespräch zu kuratieren (vgl. Maddox, 2020: 6f).

Die Gespräche wurden in Form von semi-strukturierten Interviews geführt. Bei dieser Form bedient man sich eines Leitfadens, der Fragen vorgibt, aber die Antwortmöglichkeiten offenlässt. Ich habe diese Struktur eines Leitfadens gewählt, indem ich einen Pool von Fragen vorher aufgelistet und diese nach Bedarf und Situation gestellt habe, unabhängig von ihrer Reihenfolge und ohne die Absicht, alle im Interview zu stellen. Im Vorfeld habe ich mir bestimmte Kategorien überlegt, die in meinen Augen meine Forschungsfrage gut abdecken (z.B. Forschungsmethoden, Beziehung zu Forschungsteilnehmer*innen und Forschungsethik, Archivierung und Sekundärnutzung) und je Kategorie die wichtigsten Fragen herausgegriffen, welche ich jedem/r meiner Interviewpartner*innen gestellt habe. Je nach Verlauf des Gesprächs bzw. je nach Interviewsituation habe ich weitere (Rück-)Fragen gestellt oder die Reihenfolge geändert, sodass für beide Seiten ein ungezwungenes Gespräch entstehen konnte.

In diesem Fall wurde hinsichtlich der Vorbereitung und Durchführung der Interviews nicht wirklich zwischen einem persönlichen Gespräch oder einem Online-Interview unterschieden. Mithilfe moderner Technik war es so auch aus der Ferne möglich, so gut es geht den Eindruck eines

herkömmlichen Interviews zu erwecken. Diese Art der Gesprächsführung hatte sogar den Vorteil der aufenthaltsunabhängigen Forschung, sodass sich dadurch beispielsweise die Möglichkeit auftat, eine Doktorandin zu interviewen, die sich zum Zeitpunkt meiner Forschung in den Niederlanden befunden hatte.

Mithilfe der Interviews wollte ich vor allem Antworten auf die Fragen, was Doktorand*innen der sozialwissenschaftlichen Fakultät in ihren Forschungen als Forschungsdaten bezeichnen, mit welchen Methoden sie arbeiten, wie sie an ihre Forschungspartner*innen herangehen, wie sie mit sensiblen Daten umgehen und was mit ihren Daten nach der Forschung passiert bzw. was in ihren Augen für/gegen eine Archivierung und Sekundärnutzung ihrer Forschungsdaten spricht, erhalten.

Alle Gespräche wurden von mir aufgezeichnet und anschließend transkribiert und kodiert. Nach einem offenen Kodieren, wo ich Begriffe und Konzepte finden wollte, die in allen Interviews vorkommen, habe ich in den Transkripten vermehrt nach Antworten auf die vorher definierten Fragen gesucht. Diese habe ich anschließend untereinander verglichen und konnte somit zu Aussagen, in denen meine Forschungspartner*innen sich einig sind bzw. widersprechen, gelangen.

Vorstellung meiner Interviewpartner*innen und Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme zu meinen Forschungspartner*innen erfolgte über eine E-Mail, in der mein Forschungsvorhaben geschildert und die an alle Doktorand*innen der sozialwissenschaftlichen Fakultät ausgesandt wurde. Innerhalb der ersten Stunden haben sich neun Nachwuchsforscher*innen bei mir gemeldet und ihr Interesse an meiner Forschung bekanntgegeben. Mit sechs von diesen Personen habe ich schlussendlich ein Interview geführt, hinzugekommen ist noch eine Lektorin, welche am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie tätig ist und sich durch ihre Forschungs- und Lehrtätigkeiten ebenfalls für ein Mitwirken an meiner Arbeit interessiert hat.

Person	Studienrichtung/(Vorbildung)	Erfahrung mit Archivierung und Sekundärnutzung
Interview 1	Soziologie	Hat bereits Daten nachgenutzt, könnte sich eine Archivierung vorstellen
Interview 2	KSA (+Biologie)	Noch keine Erfahrung und kann sich eine Archivierung gar nicht vorstellen
Interview 3	Transdisziplinär (Soziologie)	Bei aktuellem Projekt schwierig, wünscht sich aber einheitliche Richtlinien und kann es sich zukünftig gut vorstellen
Interview 4	Wissenschaftsforschung (Bibliotheksforschung)	Hat bereits Sachen zur Verfügung gestellt, will einheitlichere Richtlinien
Interview 5	Soziologie (Volkswirtschaft)	Noch keine Erfahrung, wäre aber nicht abgeneigt
Interview 6	KSA	Daten werden nur in der Projektgruppe geteilt, findet Langzeitarchivierung aber wichtig und kann es sich vorstellen
Interview 7	Soziologie	Noch keine Erfahrung, sehr skeptisch, kann es sich nur bei weniger sensiblen Themen vorstellen

Auch wenn meine Forschungsteilnehmer*innen alle ihren PhD in den Sozialwissenschaften machen und sich ihre Disziplinen unterschieden, hat sich betreffend ihrer Studienwahl ein gewisser Trend abgebildet: Der Großteil der Befragten – vier Personen – ist am Institut für Soziologie eingeschrieben oder hat eine soziologische Vorbildung. Zwei Interviewpartner*innen machen ihren Doktor in der Kultur- und Sozialanthropologie bzw. haben durch ihre Forschung einen engen Bezug zum Institut, während eine Person Wirtschaftsforschung studiert bzw. ein Interviewpartner seine Doktorarbeit in einem transdisziplinären Studium schreibt.

Trotz der Unterschiede hinsichtlich der Forschungsdisziplinen, werden innerhalb der Gruppe größtenteils dieselben Methoden verwendet: All meine Gesprächspartner*innen haben qualitative Interviews durchgeführt und transkribiert, der Großteil hat zusätzlich teilnehmend beobachtet und/oder ein Forschungstagebuch geschrieben. vor allem die Soziolog*innen haben ihr Methodenrepertoire darüber hinaus mit quantitativen Methoden erweitert und auch noch Fragebögen ausgewertet, eine Befragte hat, um ihre Ergebnisse zu quantifizieren, weiters noch die Repertory-Grid-Technik angewandt. Das Anfertigen(lassen) von Karten bzw. das Erstellen von Fotografien wird ebenfalls als verwendete Methode genannt.

Hinsichtlich ihrer Forschungsinteressen weisen die Interviewten eine große Vielfalt auf. Während es beispielsweise bei einem Soziologie-Doktoranden um die Entscheidungsfaktoren von Jugendlichen hinsichtlich ihrer Schulwahl geht, forschen die KSA-Doktorandinnen über Einschluss- und Ausschlusskriterien verschiedener Policies bei der Stadterneuerung bzw. zusammen mit einem internationalen Team über Mobilität, Infrastruktur und Erinnerung in Ostsibirien.

Unter meinen Interviewpartner*innen befinden sich weiters auch ein bekannter Polyamorie-Forscher und eine Soziologin, die ihre Doktorarbeit über legalen Substanzgebrauch bei Student*innen schreibt.

Hinsichtlich der Sensibilität der Forschungsdaten meiner Interviewpartner*innen und ihrer Bereitschaft zur Archivierung und Sekundärnutzung gibt es innerhalb der Teilnehmer*innengruppe große Unterschiede, einige haben bereits Erfahrung im Bereitstellen von Forschungsdaten bzw. dem Verwenden von fremderhobenen Daten, andere können sich nichts darunter vorstellen.

Generell kann festgehalten werden, dass die meisten meiner Interviewpartner*innen die Vorteile der Langzeitarchivierung (und Weiterverwendung) von Forschungsdaten erkennen, auch wenn der Großteil damit noch nicht viele Erfahrung gesammelt hat. Die meisten Forschenden verlangen nach einheitlichen Richtlinien im Bezug darauf.

Präsentation der Forschungsergebnisse

In diesem Kapitel sollen die Ergebnisse meiner Forschung präsentiert und in einen Kontext mit den vorher beschriebenen Theorien aus der Literatur gebracht werden.

Es werden weiters meine eingangs definierten Forschungsfragen beantwortet.

Welche Arten von Forschungsdaten werden generiert?

Wie in den qualitativen Sozialwissenschaften üblich, sind die Forschungsdaten meiner Gesprächspartner*innen zu einem sehr hohen Anteil sprachbasiert und beruhen auf Interviews und informellen Gesprächen. In den meisten Fällen werden die Interviews digital aufgenommen und anschließend transkribiert. Die Tonaufnahmen liegen dann in auditiver Form vor, werden aber bei der Transkription in eine Textform transformiert. Dem Interviewpartner, der angegeben hatte, Sekundärdaten zur Beantwortung seiner Forschungsfrage zu verwenden, liegen die fremderhobenen Daten als Audio-Datei vor, diese werden von ihm vor der Verwendung auch noch transkribiert und somit in eine textbasierte Form gebracht (vgl. Interview1).

Während die Mehrheit der Forschenden angab, bei der Transkription ihrer Interviews sehr genau vorzugehen und das Gehörte Wort für Wort niederzuschreiben, gibt es innerhalb meiner Forschungsgruppe eine Person, deren Usus davon abweicht: Eine Doktoratsstudentin der Kultur- und Sozialanthropologie fasst die Informationen des Gesprächs im Anschluss an das Interview lediglich zusammen, nur wenn sie bestimmte Passagen zitieren möchte, transkribiert sie diese. Bereits beim Sammeln der Daten lässt sie ihre eigene Interpretation und Reflexion der Situation einfließen (vgl. Interview2). Somit weichen die Daten, die sie anhand eines Gesprächs generiert, stark von denen meiner anderen Forschungsteilnehmer*innen hinsichtlich des Intersubjektivitätscharakters ab.

Neben der Durchführung von Interviews werden im Feld auch noch zusätzlich mithilfe der Teilnehmenden Beobachtung Informationen gesammelt, Erkenntnisse werden entweder digital (beispielsweise in Form eines Word-Dokuments) oder analog (als Feldtagebuch) in schriftlicher Form festgehalten. Zwei Interviewpartner*innen führen weiters eine mediale Analyse durch, also analysieren zusätzliches Material, wie Printmedien-Ausschnitte (vgl. Interview3) oder Dokumente und Pressemitteilungen (vgl. Interview4) und schreiben die Ergebnisse in einem eigenen Dokument nieder. Dabei wird von einem Forschenden die Inhaltsanalyse nach Mayring als Methode

verwendet (vgl. Interview3), eine andere Person nimmt zur Auswertung der Daten die Software atlas.ti (<https://atlasti.com/de>) (vgl. Interview4).

Zur Illustration der Forschung werden manchmal auch Daten in Bildform erhoben, beispielsweise durch das Fotografieren von Forschungssituationen und die anschließende Beschreibung des Bildes (vgl. Interview6). Für zwei Personen zählen auch eigens angefertigte bzw. von ihren Forschungssubjekten beschriebene Karten zu ihren primären Forschungsdaten (vgl. Interview6 bzw. Interview7). Auch bei eda wird viel mit Bilddateien gearbeitet: Das Digitalisieren und technische Aufbereiten von Fotografien aus Forschungen stellen einen großen Teil unserer Tätigkeit dar. Vor dem Hochladen in ein Online-Repositorium müssen alle Daten in eine entsprechende Form gebracht werden: Das bedeutet, Daten werden in bestmöglicher Qualität in einem möglichst lange haltbaren Format gespeichert (vgl. Beobachtungsprotokoll: 2).

Zwei Interviewpartner*innen aus der Soziologie arbeiten teilweise auch quantitativ. Im Fall einer Forschungspartnerin passiert das beispielsweise durch die Repertory-Grid-Technik, einer Methode mit der man bestimmte Aussagen in ein Punktesystem übertragen und somit quantifizierbar machen kann. Dieselbe Person gibt auch an, zusätzlich einen Fragebogen mit *multiple choice* zur Erhebung von Daten zu verwenden (vgl. Interview7).

Zu einem sehr großen Teil liegen die Forschungsdaten der Doktorand*innen in digitaler Form vor. Gespräche werden von allen befragten Personen mit Mobiltelefonen oder mobilen Rekordern aufgezeichnet, händisch wird kaum mitgeschrieben. Das Interviewtranskript befindet sich im digitalen Format auf Rechnern. Auch den Fotos liegt eine digitale Form zugrunde. Während zwei Interviewpartner*innen angeben, das Feldtagebuch anfangs noch analog geführt und ihre Notizen von Hand in ein Heft eingetragen zu haben, wurde dies zu einem späteren Zeitpunkt von beiden digitalisiert, um das Suchen von Begriffen zu erleichtern (vgl. Interview2/Interview7). Karten, die von den Forschenden angefertigt bzw. beschrieben wurden, liegen zum Zeitpunkt ihrer Feldforschung noch in analoger Form vor (vgl. Interview 7), auch Zusammenfassungen von Interviews und andere Notizen werden händisch auf Papier festgehalten. Ob diese Daten im Nachhinein nicht auch digitalisiert werden, ist mir nicht bekannt.

Im eda-Kontext wird häufig mit älteren Forschungsdaten gearbeitet, da viele der Daten von Forschenden des Instituts stammen, die bereits im Ruhestand bzw. unmittelbar vor der Pensionierung sind. Aus diesem Grund liegen uns überwiegend Objekte in analoger Form vor, wie beispielsweise Audio-Aufnahmen auf Kassette, handgeschriebene Forschungstagebücher oder

Dias, die mit geeigneten Geräten von uns digitalisiert werden. Dias werden mit einer hochauflösenden Kamera abfotografiert, Tagebücher mit einem speziellen Flachbettscanner gescannt und Kassetten in digitale Audiodateien umgewandelt. Sofern erforderlich werden die Objekte vor der Archivierung in für die Langzeitarchivierung passende Dateiformate konvertiert (vgl. Beobachtungsprotokoll: 2).

Auch wenn all meine Interviewpartner*innen mir auf die Frage nach ihren Forschungsdaten eine umfangreiche Antwort geben konnten, ist dies anscheinend keine Selbstverständlichkeit: Eine Doktorandin konnte im Rahmen ihrer eigenen Forschung feststellen, dass vor allem in den sozialwissenschaftlichen Fächern der Begriff „Forschungsdaten“ oft auf Verwirrung stößt und häufig die Meinung vertreten ist, dass man in den Sozialwissenschaften weder Daten erhebe, noch mit Daten arbeite (vgl. Interview4). Vielmehr spielt für einige Ethnolog*innen der Datenbegriff eine untergeordnete Rolle und man spricht eher von Forschungsmaterial oder Unterlagen (vgl. Imeri, 2018: 72).

Dies veranlasste die besagte Forscherin zu einer Umschreibung des Begriffs für ihre Forschungszwecke: Anstatt in Interviews nach Forschungsdaten zu fragen, bezeichnet sie diese jetzt als „Materialien, die den Forschungen zugrunde liegen“ (vgl. ebd.). Für sich definiert sie Forschungsdaten als Materialien, die sie dazu nutzt, Erkenntnisse zu ihren Forschungszwecken zu gewinnen, „also alles, das nicht die endgültige Textpublikation ist, aber dieser zugrunde liegt und aufgrund derer Grundlage man alles aufbaut: egal ob das von mir selbst erhobene Daten sind, wie Interviews – oder etwas, das ich von jemand anderem nachnutze“ (ebd.).

Kontaktaufnahme und Beziehung im Feld

Die Kontaktaufnahme zu Forschungspartner*innen erfolgt für die meisten der Doktorand*innen über mehrere Ebenen. Je nach Sensibilität des Themas gestaltet sich die Suche nach Gesprächspartner*innen mehr oder weniger schwierig: Im Fall des Forschers, der sich mit Polyamorie beschäftigt, hat es einige Zeit gedauert, bis sich Personen für ein Gespräch gefunden hatten. Eine verstärkte Repräsentation des Forschers und seines Themas in der österreichischen Medienlandschaft sorgte unter anderem jedoch für das nötige Aufsehen, das seine Zielgruppe dazu veranlasste, an ihn heranzutreten (vgl. Interview3). Er betont, es sei vor allem wenn man zu sensiblen Themen forscht „wesentlich leichter, an Interviewpartner*innen zu kommen, wenn die Uni dahintersteht“, bzw. wenn man eine institutionelle Verankerung hat (ebd.). Seiner Meinung

nach reagieren Leute anders, wenn eine Anfrage aus dem akademischen Kontext kommt und die „Universität Wien einem den Rücken deckt“ (ebd.).

Für eine Forschende mit einem ähnlich sensiblen Thema erwiesen sich viele verschiedene Wege für die Suche nach Interviewteilnehmer*innen als sinnvoll. Herauszufiltern, welche Personen den Kriterien für das Mitwirken an ihrer Forschung entsprachen, gestaltete sich im Fall dieser Doktorandin jedoch etwas komplizierter und erforderte Kreativität: Anfangs wurden Studierende, die in ihre Zielgruppe passen könnten, persönlich auf drei verschiedenen universitären Instituten angesprochen, zusätzlich hat sie Flugblätter und „Einladungskärtchen“ verteilt und in mehreren Facebook-Gruppen zur Teilnahme an ihrer Forschung aufgerufen. Diejenigen, die sich gemeldet hatten, mussten anonym einen Online-Fragebogen ausfüllen, um zu überprüfen, ob sie die erforderlichen Eigenschaften aufweisen und nur Personen mit bestimmten Antworten konnten an den Interviews teilnehmen (vgl. Interview7).

Das Schneeballprinzip wurde am häufigsten als Methode zum Finden von Forschungspartner*innen genannt: Beinahe alle Doktorand*innen haben angegeben, über Dritte an weitere potentielle Studienteilnehmer*innen zu gelangen. Die Interviewpartnerin, die sich mit *Open Access* und wissenschaftlichen Zeitschriftenartikeln beschäftigt, hat sich beispielsweise angeschaut, wer bei einem bestimmten Verlag bereits publiziert hat und sich über diese Person zu anderen Publizist*innen vorgearbeitet (vgl. Interview4), der Polyamorieforscher konnte durch ein Polykül den Kontakt zum nächsten aufbauen. In diesem Fall war es besonders hilfreich, bereits Zugang zu der sonst sehr geschlossenen Community zu haben (vgl. Interview3).

Als nur kleine Herausforderung bei dieser Art der Forschung nimmt ein Doktorand, den die Entscheidungsfaktoren Jugendlicher bei der Schulwahl interessieren, den Altersunterschied zwischen den erwachsenen Forschenden und ihren Gesprächspartner*innen wahr: Er hatte zu Beginn des Projekts Bedenken, ob die Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten und die Kontaktaufnahme durch das Altersgefälle leiden würde. Diese Bedenken konnte er aber bald ablegen (vgl. Interview1). Sind Minderjährige in der Forschung involviert, muss die Kontaktaufnahme über mehrere Ebenen erfolgen. In Fall meines Interviewpartners benötigt dieser neben der Einverständniserklärung der Schüler*innen auch das Einverständnis der Eltern bzw. der Schule, falls er am Schulgelände forschen möchte (vgl. Interview1).

Dass Beziehungen im Feld bestenfalls auch über mehrere Jahre hinweg bestehen können und Sprach- und Ortskenntnisse dabei natürlich von Vorteil sind, wird am Beispiel einer

Forschungspartnerin sichtbar, die nun schon seit einigen Jahren in Ost-Sibirien forscht und durch ihre Herkunft und Ausbildung in der Sowjetunion verwurzelt ist. An ihrem Projekt sind sowohl österreichische Wissenschaftler*innen, als auch Mitarbeiter*innen vor Ort tätig, welche zu einem großen Teil für Kontaktaufnahme zu der lokalen Bevölkerung zuständig sind und die österreichischen Forschenden dahingehend unterstützen sollen. Dies stelle für sie, im Gegensatz zu ihren österreichischen Kolleg*innen, kein Problem dar, betont meine Interviewpartner*in in unserem Gespräch nachdrücklich. Den Grund dafür sieht sie klar in ihren Orts- und Sprachkenntnissen, aber weiters auch darin, dass sie schon einige Zeit am Projekt beteiligt ist und eine Beziehung zu den Leuten vor Ort aufbauen konnte (vgl. Interview6).

Dies ist bei Forschungen, die über längere Zeit in einer bestimmten Region stattfinden, ein beliebtes Vorgehen und kann auch bei der Arbeit im ethnographischen Datenarchiv beobachtet werden. Dort haben wir es mit Beständen zu tun, die über Jahre hinweg gewachsen sind: Unter anderem wird beispielsweise der Nachlass einer Datengeberin behandelt, die mehrere Jahrzehnte im Amazonasgebiet forschend tätig war und somit in der Lage war, ihre Forschungspartner*innen über einen langen Zeitraum hinweg kennenzulernen und viele Jahre in ihre Forschung einzubinden. Es befinden sich in ihren Beständen weit über vierzig Interviews mit denselben Personen über mehrere Jahrzehnte hinweg zu verschiedenen Themen (vgl. Beobachtungsprotokoll: 6).

Einverständnis und *informed consent*

Fast alle Interviewten gaben an, mit Einverständniserklärungen zu arbeiten und ihre Forschungspartner*innen dadurch vor der Datenerhebung zu informieren, was mit den erhobenen Daten geschehen wird bzw. sie über die Forschungsthemen, sowie mögliche Interviewfragen zu informieren. Neben dem nötigen Einverständnis der Erziehungsberechtigten für die Forschung mit Minderjährigen (vgl. Interview1) holen die Doktorand*innen vor allem die Erlaubnis ihrer Beforschten ein, um sich rechtlich abzusichern und ihre Interviewpartner*innen über den weiteren Umgang mit ihren Daten aufzuklären.

Eine Forschende gibt beispielsweise an, ihren Gesprächsteilnehmer*innen gemeinsam mit dem *informed consent*-Formular auch bereits eine Liste mit Fragen für das Interview zukommen zu lassen, um ihr Gegenüber auf das Gespräch vorzubereiten und sich gleichzeitig ihr Einverständnis bezüglich der einzelnen Fragen einzuholen. Mir sagt sie, dies vor allem zu machen, da es bei ihr „teilweise sensiblere, heiklere Fragen geben könnte“ (Interview 4) und sie somit dem Abbruch des

Interviews aufgrund einer zu persönlichen Frage entgegenwirken wolle (vgl. ebd).

Der Großteil der Nachwuchsforscher*innen sagt weiters aus, auf eine Archivierung und Bereitstellung ihrer Forschungsdaten bis dato verzichtet zu haben, weil für diese Zwecke kein Einverständnis von den Beforschten eingeholt wurde. Eine Forschende erklärt beispielsweise:

„I think in our case we didn't do this procedure [Anm.: vor der Forschung nach einer möglichen Archivierung und Weiterverwendung der Daten zu fragen] first of all, we did not request it... but we did request to record and use the data to scientific purposes in an anonymous way, but we didn't request about the data storage and reuse.“ (vgl. Interview6).

Dass die fehlende Einverständniserklärung einer der Hauptgründe sei, weshalb noch nicht konkret über eine Archivierung und Bereitstellung der erhobenen Daten nachgedacht wurde, gaben mehrere meiner Interviewpartner*innen als Grund gegen das Ablegen ihrer Daten im Repositorium an.

Da zwei Forschende zu sehr sensiblen Themen arbeiten, war ihnen das Einholen des Einverständnisses ihrer Forschungspartner*innen besonders wichtig. Bereits das Unterzeichnen der Einverständniserklärung erfolgte für die Interviewpartner*innen einer Doktorandin mit deren jeweiligen Pseudonymen, sie wusste zu keinem Zeitpunkt ihrer Forschung den vollen Namen ihrer Forschungsteilnehmer*innen und tat dies insbesondere um die Beforschten vor dem möglichen Missbrauch ihrer Daten zu schützen (vgl. Interview7).

Ein anderer Kollege wusste zwar die Klarnamen seiner Beforschten, die anonymisierten Daten lagerte er aber räumlich getrennt von den (mit den richtigen Namen) unterschriebenen Einverständniserklärungen:

„Die Personen wählen sich selbst ein Codewort aus [Anm: ein Pseudonym], sie müssen Einverständniserklärungen mit Klarnamen unterschreiben, damit ich die Daten verwenden darf. Diese Erklärung, wo ich gerne eine Vorlage von der Uni Wien gehabt hätte, wo es aber keine gibt – wo es bis heute keine gibt, die die Uni zur Verfügung stellt und die ich mir selber erstellen musste – lagert nicht bei mir, sondern in anderen Räumlichkeiten, räumlich getrennt und weggesperrt von den Forschungsdaten, damit - sollte jemand ins Büro einbrechen - die Person nicht aufgrund der Interviewtranskripte, der Fakenamen und der Einverständniserklärung draufkommt, wer die Personen sind.“ (Interview3).

Hinsichtlich einer universitären Vorlage für Einverständniserklärungen irrt sich diese Person, für studentische Zwecke hat die Universität Wien ein Muster bereitgestellt, das bei Bedarf modifiziert

werden kann (vgl. Büro Studienpräses, 2018: URL Zustimmungserklärung).

Was man an dieser Aussage jedoch neben der Kritik am falscherweise angenommenen Fehlen einer einheitlichen Form für Einverständniserklärungen herauslesen kann, ist die Wichtigkeit, die er der Tatsache zuschreibt, bei seinen Daten Pseudonyme und wahre Identität seiner Interviewpartner*innen unter keinen Umständen miteinander in Verbindung zu bringen.

Sensible Daten und ethische Herausforderungen

Da zwei Forschende auch mit studentischen Mitarbeiter*innen als Transkribent*innen arbeiten, mussten diese eine Verschwiegenheitsklausel unterschreiben und sich dazu bereiterklären, die Transkription sofort abubrechen, sollten sie die befragte Person anhand ihrer Stimme erkennen oder auf irgendeine andere Weise deren Identität feststellen können. Eine Doktorandin gibt an, sensible Passagen selbst zu transkribieren und diese dann in der Aufnahme zu „zensieren“ [Anm.: Die Doktorandin meint damit schwärzen] (Interview7), bevor sie die Audiodateien an ihre Transkribent*innen weitergibt.

Dass Transkripte nicht von den Primärforscher*innen selbst angefertigt werden, ist keine Seltenheit. Vor allem wenn die Forschung in einer Sprache durchgeführt wird, welche nicht die Muttersprache der Forschenden ist, greift man im Forschungsalltag häufig auf sprachkundige Transkribent*innen zurück, die dann (meist gegen Bezahlung oder sonstige Gefallen) Interviews in eine Schriftform bringen bzw. Gespräche gegebenenfalls übersetzen (vgl. Beobachtungsprotokoll: 8).

Als wirklich sensibel empfinden nur zwei Doktorand*innen ihre Themen: Wenig überraschend sind das jene Personen, die zu Polyamorie und Substanzgebrauch forschen (vgl. Interview3/interview7). Beiden ist der sichere Umgang mit ihren Daten ein großes Anliegen, dem sie auf verschiedenen Wegen nachkommen. Einer von ihnen arbeitet beispielsweise nach einem Ethikkodex der EU: Seine Interviews liegen verschlüsselt auf dem Rechner (und aufgrund der mangelnden Sicherheit nicht auf einer Cloud), ausgedruckte Transkripte lagern in einem Safe auf der Universität (vgl. Interview3).

Doch auch andere Interviewte geben an, zumindest teilweise Daten zu erheben, die als sensibel anzusehen sind. Eine Forscherin würde ihre Daten auf den ersten Blick beispielsweise nicht als solche bezeichnen, dennoch könnte eine Veröffentlichung der Daten theoretisch für bestimmte Institutionen einen schlechten Ruf bedeuten. Deswegen wolle sie auch nicht, dass bestimmte Informationen „in die falschen Hände gelangen“. Eine weitere Forscherin empfindet beispielsweise

Fragen zu finanziellen Zusammenhängen als zu sensibel, um sie mit irgendjemanden teilen zu wollen (vgl. Interview4).

Dafür gibt es allerdings eine Lösung: Für solche Fälle gibt es in Repositorien die Möglichkeit, bestimmte Objekte zu sperren oder nur für vorab festgelegte Personen oder Personengruppen zugänglich zu machen. Bei eda bzw. PHAIDRA wird dies beispielsweise so gehandhabt, dass man für bestimmte Datenobjekte einen Nutzernamen und Passwort benötigt, um sie überhaupt einsehen zu können (vgl. Beobachtungsprotokoll: 4). Indem man Objekte nur für bestimmte Personengruppen zugänglich macht, ist es möglich, dass Bestände, bei denen die Nachnutzungsrechte unklar sind oder das Urheberrecht noch wirksam ist, langfristig archiviert werden können.

In einigen Fällen ist es weiters so, dass Befragte ihrem Thema keine große Sensibilität zuschreiben, die Datenerhebung für ihre Forschungsteilnehmer*innen jedoch durchaus mit Ängsten und Bedenken verbunden ist. Bei einer Interviewpartnerin war die lokale Gesellschaft aus diesem Grund den Forscher*innen anfangs eher skeptisch gegenübergestellt (vgl. Interview6). In solchen Situationen ist es in den Augen einer Wissenschaftlerin besonders wichtig, die Teilnehmer*innen zu beruhigen und vor allem transparent mit der Forschung umzugehen: Ihre Forschungssubjekte bekommen die Ergebnisse der Forschung in ihrer Muttersprache zugeschickt, um aufzuzeigen, dass keine „hidden agendas“ (Interview6) dahinterstecken. Sie fühlt sich persönlich für den Schutz ihrer Informant*innen verantwortlich. Durch eine umfangreiche Anonymisierung der Daten kommt sie dieser Verantwortung nach.

Im Fall einer anderen Interviewpartnerin ist die Handhabung ihrer Daten etwas komplizierter: Ursprünglich startete ihr Projekt in Großbritannien, damals noch zu illegalem Substanzgebrauch. Eine Fortsetzung der Forschung ist jedoch in Österreich nach der Einschätzung der Ethikkommission, deren Einverständnis ihr ein großes Anliegen ist, in dieser Form nicht möglich, weshalb sie ihr Thema zum Missbrauch legaler Substanzen geändert hat. Trotzdem sind ihre Daten nicht minder sensibel und erfordern einen besonders sorgfältigen Umgang zum Schutz der Beteiligten.

Anonymisierung

Innerhalb meiner Forschungsgruppe variiert der Grad dessen, wie sorgfältig Daten anonymisiert werden, stark. Der Großteil der Befragten gibt an, bei der Datenauswertung mit Klarnamen zu

arbeiten, jedoch diese spätestens vor der Publikation der Ergebnisse zu anonymisieren. In den meisten Fällen ist dieses Vorgehen auch so in der Einverständniserklärung vermerkt. Eine Forscherin anonymisiert beispielsweise nur die Daten, die sie dann veröffentlicht bzw. in ihrer Arbeit zitiert, die anderen liegen verschlüsselt bei ihr, sind aber nicht anonymisiert. Bei dieser Person handelt es sich auch um jene Forscherin, die bereits Erfahrung mit dem Bereitstellen von Daten hat: In den beiden Interviews, die sie auf einer Internetseite freigegeben hat, wird statt Pseudonymen auf Nummerierung der Interviewpartner*innen zurückgegriffen (vgl. Interview4), wie es auch in dieser Masterarbeit gehandhabt wird.

Bei jenen Doktorand*innen, die im Team arbeiten, wird unterschiedlich vorgegangen: Bei einer Forscherin werden Daten, wie zum Beispiel Interviewtranskripte, projektintern mit Klarnamen untereinander ausgetauscht (vgl. Interview6), in einer anderen Forschungsgruppe, werden bereits während der Forschung Pseudonyme vergeben. In diesem Fall bedeutet das, dass Teammitglieder, die bei der Datenerhebung nicht anwesend waren, nie die Identität der Forschungssubjekte kennen (vgl. Interview1). Im Projektteam, in dem mit jungen Menschen mit Migrationshintergrund geforscht wird, werden als Pseudonyme beispielsweise Vornamen verwendet, die der Nationalität der Jugendlichen entsprechen bzw. in der Herkunftsregion der interviewten Person geläufig sind (vgl. ebd.).

Bei einem Doktoranden werden bereits während der Forschung Pseudonyme verwendet: Ein Interviewpartner erklärt mir, dass seine Forschungspartner*innen während der Forschung für sich selbst ein Pseudonym festlegen, die Einverständniserklärung wird aber mit Klarnamen unterschrieben (vgl. Interview3), während eine andere Person ausschließlich mit Pseudonymen arbeitet und die eigentlichen Namen ihrer Beforschten gar nicht kennt (vgl. Interview7). Da dies jene Interviewpartnerin ist, die zum Thema Substanzgebrauch forscht und mit der Ethikkommission zusammenarbeitet, wird bei ihr dementsprechend streng auf die Unkenntlichmachung ihrer Daten geachtet: Zu keinem Zeitpunkt ihrer Forschung ist ihr die Identität der Teilnehmer*innen bekannt. Die Anonymisierung erfolgte in ihrem Fall in mehreren Schritten. Bereits die Fragebögen, die noch vor der eigentlichen Forschung ausgefüllt werden mussten, wurden unterteilt in einen Teil mit statistischen Daten und Fragen zum Substanzgebrauch. Die Einverständniserklärungen wurden mit Pseudonymen unterschrieben, die Telefonnummern der Proband*innen wurden nicht mit Klarnamen in das Telefon der Forscherin eingespeichert und nach der Datenerhebung gelöscht und Orte, anhand derer man die Identität der Beforschten erkennen könnte, wurden ebenfalls anonymisiert, auch wenn dies mit einigen

Komplikationen verbunden war: „Also zum Beispiel statt Purkersdorf schreib ich halt Tulln. Aber das war alles irrsinnig kompliziert, [...] dann hab ich das geändert auf Verallgemeinerungen, dass dann halt einfach nur steht 'kleines Dorf' oder 'Land in Westasien' oder so was.“ (ebd.) Obwohl es sich um eine Forschung zu legalem Substanzgebrauch handelt und lediglich der Konsum von Alkohol oder Zigaretten bei Volljährigen erfragt wurde, gab meine Interviewpartnerin an, dass ihre Forschungspartner*innen in einigen Fällen sogar nach der Anonymisierung noch Sorge hatten, von Familienmitgliedern oder Freund*innen erkannt zu werden und auch auf das Verschleiern von personenbezogenen Informationen bei unverhältnismäßig vielen Daten bestanden (vgl. Interview7).

Bei einer anderen Wissenschaftlerin hingegen wollten Befragte gar nicht anonymisiert werden. Diesem Wunsch wurde jedoch nicht entsprochen, da bereits in der Einverständniserklärung auf eine Anonymisierung hingewiesen wurde und man dieser entsprechen wollte. Auch zum Schutz der Befragten wurde auf die Nennung von Klarnamen verzichtet:

„In our project we kept it standard that we anonymize everything to really avoid these possible negative outcomes for the informants, especially when topics become political [...] I mean, we are not journalists – we want to keep our informants as protected as possible, that's why we get us the permission to record it.“ (Interview6).

Einbindung von Beforschten

Inwiefern Beforschte in die Präsentation der Ergebnisse eingebunden werden, unterscheidet sich oft hinsichtlich des Themas und der Präferenzen der Forschenden.

Auffallend ist, dass die Forschungspartner*innen der Doktoratsstudierenden anscheinend kein Interesse daran hatten, unmittelbar nach der Forschung Einsicht in die Daten zu erhalten, obwohl einige Doktorand*innen ihre Teilnehmer*innen explizit auf diese Möglichkeit hingewiesen hatten. So hat beispielsweise einer meiner Interviewpartner im Rahmen seiner Forschung 33 qualitative Interviews geführt und all seine Forschungspartner*innen darauf aufmerksam gemacht, bei Bedarf ihr eigenes Transkript einsehen zu können, um eventuelle Missverständnisse zu kontrollieren oder Sachen zu ergänzen. Von den 33 Befragten hat kein*e Einzige*r Zugang zu den Transkripten erbeten (vgl. Interview3).

Wenn Forschende mit Bildmaterialien arbeiten und Fotografie als Forschungsmethode einsetzen, scheint die lokale Gesellschaft an den Forschungsdaten weitaus interessierter, wie im Fall einer Person, die noch im Feld Fotos mit seinen Forschungspartner*innen teilt und diskutiert, ersichtlich

wird (vgl. Beobachtungsprotokoll: 9).

In einem anderen Fall würde eine Interviewpartnerin ihre Rohdaten und Ergebnisse nur mit den Beforschten teilen, wenn sie explizit danach gefragt wird und bietet ihrer Forschungsgruppe nicht von selbst die Möglichkeit an, noch einmal in ihre Daten einsehen zu können. Falls sie von Beforschten um Einsicht in die Daten gebeten werde, würde sie noch einmal über ihre Daten „drüberlesen und ausbessern“ wollen (vgl. Interview2).

Eine Person hat zum Zeitpunkt unseres Gesprächs geplant, vor der Publikation mit den beforschten Gruppen erneut über die Ergebnisse des Projekts zu diskutieren und sie in die Reflexion miteinzubauen, damit bestimmte Informationen eventuell noch einmal ergänzt werden könnten (vgl. Interview1). Ob das in diesem Fall wirklich stattgefunden hat, ist mir jedoch nicht bekannt. Diese Idee wurde nämlich von einer Wissenschaftlerin, die ebenfalls vorhatte, vor Abschluss ihrer Arbeit mit ihren Forschungsteilnehmer*innen Einzelgespräche zu führen, um mit ihnen die Ergebnisse und ihre Interpretation zu besprechen, wieder verworfen: Zu groß sei der Mehraufwand in Relation zur Möglichkeit neue Erkenntnisse zu erlangen (vgl. Interview7).

Dass die Beforschten Zugang zu den publizierten Arbeiten erhalten sollen, stand für den Großteil meiner Interviewpartner*innen außer Frage: Wie bereits erwähnt ließ eine Person den Outcome ihrer Forschung in die Landessprache ihrer Forschungspartner*innen übersetzen, um ihnen einen barrierefreien Zugang zu den Ergebnissen zu gewähren. In ihren Augen stellt die Einbindung von Beforschten in die Forschung einen essenziellen Bestandteil der Kultur- und Sozialanthropologie dar: Sie sieht Anthropolog*innen als „kind of mediators between the local communities and the rest of the world“ (Interview6) und empfindet es quasi als ihre Pflicht, den beforschten Gesellschaften etwas zurückzugeben. Dafür ist sie auch bereit, viel Zusatzarbeit in Kauf zu nehmen. Auch in diesem Fall war niemand an den Rohdaten interessiert, sondern nur an der fertigen Publikation.

Im ethnographischen Datenarchiv arbeiten wir ebenfalls daran, der beforschten Gesellschaft den bestmöglichen Zugang zu ihren Forschungsdaten zu ermöglichen. Dafür wurde beispielsweise vom Institut/der Bibliothek ein Studierender angestellt, der Metadaten eines Bestandes ins Spanische übersetzt, damit auch Personen, die in den 1990er-Jahren an der Genese dieser Daten im Amazonasgebiet beteiligt waren, von den archivierten Daten nicht ausgeschlossen bleiben (vgl. Beobachtungsprotokoll: 10).

Was danach passiert: Einstellungen zur (Langzeit-)Archivierung

Was die Lagerung von Forschungsdaten nach der Publikation der Ergebnisse angeht, gestaltet sich das Vorgehen innerhalb der Forschungsgruppe auf den ersten Blick recht einheitlich. Die meisten der befragten Doktoratsstudierenden speichern ihre Daten verschlüsselt auf externen Festplatten oder lagern sie auf dem privaten Laptop, nach 10 Jahren werden sie gelöscht (vgl. Interview2/Interview3). Eine Forschende gibt an, die Daten ihrer ersten Forschung würden auch noch lange nach dieser Zeitfrist in handschriftlicher Form bei ihr liegen und hätten mittlerweile „Souvenircharakter“, zu Forschungszwecken wurden sie jedoch seit der Primärforschung nicht mehr gebraucht. Was aktuellere Daten anbelangt, wäre sie für eine „sinnvolle Verwendungsweise“ offen, sie weiß jedoch nicht, wie diese in ihrem konkreten Fall aussehen könnte (vgl. Interview2).

Jene Forschende, die in einer Forschungsinstitution beschäftigt sind und beispielsweise ein Büro an der Universität besitzen, lagern ihre Daten vermehrt am Arbeitsplatz: So auch ein Forscher, der aufgrund von mangelnder Datensicherheit seine Transkripte nicht auf der u:cloud speichert, sondern sie in ausgedruckter Form verschlossen an der Uni verwahrt: Er vermisst vor allem Strategien für eine Langzeitarchivierung seiner Daten (vgl. Interview3). Andere Forschende, die ebenfalls eine Anstellung an der Universität haben und noch mehrere Jahre dort tätig sein werden, lagern ihre Daten auf dem Uni-Server, fragen sich allerdings, was mit den Daten geschehen wird, wenn sie einmal nicht mehr dort arbeiten oder inskribiert sind (vgl. Interview6/Interview7).

Wirklich eigenständig selbsterhobene Daten für die Nachnutzung aufbereitet und bereitgestellt hat bisher nur eine Interviewpartnerin. Da sie als externe Mitarbeiterin tätig ist und nicht wirklich langfristigen Zugriff zum Uniserver hat, weiß sie zum Zeitpunkt unseres Interviews nicht, was mit ihren anderen Forschungsdaten passieren soll und lagert sie auf ihrem privaten PC und zwei externen Festplatten (vgl. Interview4).

Was ich durch meine Tätigkeit bei eda herausfinden konnte, ist, dass Forscher*innen sehr unterschiedlich mit ihren Forschungsdaten umgehen, vor allem wenn es um die Dokumentation der Metadaten geht. Auch hinsichtlich der Lagerung und Sortierung von Daten gibt es eine große Varianz innerhalb der Forschungsgemeinschaft: Während bestimmte Personen ein ausgeklügeltes System zur Beschreibung und Ordnung ihrer Daten entwickelt haben und so nachvollziehen können an welchem Tag, zu welcher Uhrzeit, in welcher Region mit welchem Apparat etwas fotografiert wurde – auch wenn die Situation schon mehrere Jahrzehnte zurück liegt – fällt es anderen bereits schwer zu bestimmen, ob sie selbst oder ein*e Forschungspartner*in eine Fotografie angefertigt haben (vgl. Beobachtungsprotokoll: 1). Eine genaue Dokumentation der

Daten ist Voraussetzung für eine Langzeitarchivierung und Sekundärnutzung und erleichtert die Aufbereitung immens.

Generell ist der Großteil der befragten Forscher*innen für eine weitere Verwendung der bereits publizierten Daten offen, hat jedoch keine Vorstellungen davon, wie dies konkret umgesetzt werden könnte. Ein Forscher räumt ein, dass durch öffentliche Finanzierung erhobene Daten von der breiten Öffentlichkeit eingesehen und Verwendung finden können sollten, hat bisher allerdings noch keine Erfahrungen mit der Langzeitarchivierung seiner Daten und gibt auch nicht explizit an, das bald ändern zu wollen (vgl. Interview5). Innerhalb meiner Forschungsgruppe ist er damit nicht alleine. Dabei eignen sich in den meisten Fällen erhobene Daten durchaus zur Beantwortung weiterer Fragen und das Erstellen weiterer Publikationen, wie eine Interviewpartnerin findet. Diese möchte allerdings nur selbst auf die erhobenen Forschungsdaten zugreifen können und sie aus verschiedenen Gründen nicht mit Personen außerhalb ihrer Projektgruppe teilen (vgl. Interview6).

Bereitstellen von eigenen Forschungsdaten: Erfahrung und Bedenken

Von sieben befragten Nachwuchsforscher*innen haben zwei bereits Erfahrung mit dem Langzeitarchivieren bzw. dem Bereitstellen ihrer Forschungsdaten machen können. Einer von ihnen ist Teil eines größeren Forschungsprojekts. Er verwendet fremderhobene Daten in Form von Audio-Dateien als Sekundärdaten zur Beantwortung seiner Forschungsfragen und teilt auch die Aufnahmen seiner Interviews mit den Projektmitgliedern, sodass ein Pool aus 129 Audio-Dateien entsteht, auf den alle Projektbeteiligten zugreifen und damit individuelle Forschungsfragen beantworten können (vgl. Interview1). Daten in einem Archiv bereitgestellt hat nur eine Wissenschaftlerin: Forschungsberichte, sowie zwei Interviews inklusive Transkripte wurden von ihr auf dem Schweizer Online-Repository *Zenobo* zur Verfügung gestellt und im Anschluss von anderen Einrichtungen nachgenutzt (vgl. Interview4). Zur Bereitstellung der Daten kam es anfangs angeblich nur auf den ausdrücklichen Wunsch eines Forschungsteilnehmers, der selbst zu einem verwandten Gebiet arbeitet und sich nur mit dem Ausblick auf eine anschließende Veröffentlichung seines Interviews zu einem Gespräch bereit erklärte. Daran anknüpfend wurden weitere Interviewpartner*innen gefragt, wovon eine zweite Person einwilligte (vgl. ebd.).

Weshalb die meisten der von mir befragten Nachwuchswissenschaftler*innen in puncto Bereitstellung von Forschungsdaten (noch) skeptisch sind, wird anhand der durchgeführten Interviews deutlich.

Ein mangelnder Zusatz in der Einverständniserklärung stellt, wie in einem vorigen Kapitel bereits angedeutet, für viele einen Grund dar, weshalb keine Bereitstellung der eigenen Daten angedacht wird. Während in den meisten Fällen nur marginal darauf eingegangen wird, was mit dem Rohmaterial nach der Forschung geschehen soll bzw. diese Information oft ganz fehlt, legt eine Person explizit fest, dass die Daten zwar noch über die Primärforschung hinaus verwendet werden können, jedoch auf Wunsch ihrer Beforschten nur von ihr nachgenutzt werden dürfen und nicht in ein Repositorium gestellt werden sollen (vgl. Interview7). Ähnlich verhält es sich im Fall einer weiteren Forscherin. Auch sie hat es versäumt, ihre Forschungspartner*innen nach der Einwilligung zur Langzeitarchivierung zu fragen und sich deswegen gegen die Bereitstellung ihrer Daten entschieden, gibt jedoch an, das in zukünftigen Projekten überdenken zu wollen (vgl. Interview6).

Was für viele gegen die Langzeitarchivierung spricht, ist die Interpretation bzw. der *bias*, der bereits während der Forschung mitschwingt. Material, das vor 20 Jahren gesammelt wurde und in einem gänzlich anderen zeitlichen Kontext als dem heutigen entstanden ist, ist nach der Meinung eines Interviewpartners „eher schlecht [für eine Weiterverwendung] zu gebrauchen“ (Interview5). Daten unabhängig von ihrem Kontext zu betrachten sei in seinen Augen nicht möglich (vgl. ebd.). Eine Teilnehmerin, die in einem Forschungsteam arbeitet, bezeichnet das Verwenden von Daten, die ihre Kolleg*innen erhoben haben, als „not a really big challenge“ und empfindet es auch nicht als herausfordernd, Daten unabhängig von der Interpretation bzw. des *bias* von Primärforscher*innen zu betrachten (vgl. Interview6). Langzeitarchivierung und Bereitstellung ihrer Daten stellt für jene Forscherin, die laut eigener Angaben ihre Interviews nur in Ausnahmefällen transkribiert und Beobachtungen in bereits interpretierter Form protokolliert, überhaupt keine Option dar. Sie sieht in der Verwendung ihrer Daten „keinen Vorteil, den man nicht auch durch das Verwenden ihrer publizierten Ergebnisse“ hätte (Interview2). Dabei ist stark anzunehmen, dass dies mit ihrer Einstellung zur Interpretation von Forschungsdaten zusammenhängt, da sie angibt in ihren Beobachtungsprotokollen „Absätze [sehr] gemischt mit eigener Reflexion und Interpretation“ (ebd) zu schreiben. In ihren Augen existiert kein großer Unterschied zwischen Rohdaten und bereits interpretiertem Forschungsmaterial, weshalb die Langzeitarchivierung und Sekundärnutzung von Forschungsdaten für sie nur wenig attraktiv ist (vgl. ebd.).

Ein weiterer Faktor, der die Einstellung meiner Teilnehmer*innengruppe zur Bereitstellung der Ergebnisse negativ beeinflusst, ist die Sensibilität ihrer Daten: Viele verzichten auf eine Langzeitarchivierung, um die Identität ihrer Forschungspartner*innen bestmöglich zu schützen.

Auch trotz ausreichender Anonymisierung ist vielen das Risiko, der Schutz ihrer Beforschten könnte darunter leiden, zu hoch (vgl. Interview6). Eine Forscherin erkennt viele Vorteile in der Langzeitarchivierung, doch zum Zeitpunkt unseres Gesprächs überwiegen bei ihr die Bedenken und das Wissen um die sichergestellte Anonymität ihrer Forschungsteilnehmer*innen. In unserem Gespräch erklärt sie: „Die Wahrscheinlichkeit, dass die [Anm.: ihre bereitgestellten Daten] jemand nutzen wird, ist sehr gering, aber das Risiko, das daraus erwachsen kann, ist sehr hoch.“ (Interview7). Teilweise werden in Forschungssituationen sensible, personenbezogene Informationen miteinander geteilt. Der bestmögliche Schutz ihrer Daten vor dem Missbrauch durch Dritte hält viele Befragte vom Bereitstellen der Daten ab. Diese Bedenken haben auch viel mit dem Vertrauen zu tun, das Beforschte den Wissenschaftler*innen entgegenbringen: Wenn eine meiner Forschungsteilnehmerinnen das Gefühl hat, eine Person stimmt nur mit Vorbehalten einem Interview zu, könnte sie es ethisch nicht vertreten, daraus resultierende Daten öffentlich zu machen (vgl. Interview2). Auch sie selbst würde sich fühlen, wie „ein Tier im Zoo“ (ebd.), wenn Daten, die sie einem/r Forscher*in „im Vertrauen erzählt“ hat, für Fremde zugänglich gemacht werden würden (vgl. ebd.).

Eine weitere Herausforderung wurde mir erst durch die Tätigkeit bei eda bewusst: Wem gehören Forschungsdaten, wenn Forscher*innen zusammengearbeitet haben, wer hat die Rechte an den Daten und kann bestimmen, was danach geschieht bzw. was archiviert und nachgenutzt werden darf, wenn die Forschung schon Jahrzehnte zurückliegt und seitdem nicht mehr zusammengearbeitet wurde?

Damit zusammenhängend ist auch ein Umstand, mit dem wir bei eda auch des Öfteren konfrontiert werden: Das Fehlen des Entstehungskontexts. Da überwiegend ältere Objekte digitalisiert werden, wo es meist keine*n direkte*n Ansprechpartner*in mehr gibt, fehlen in vielen Fällen oft Metadaten, welche jedoch für die Archivierung notwendig sind. Beispielsweise wird häufig mit alten Objekten gearbeitet, deren Schrift nicht (mehr) lesbar ist und wo jede Information zum Kontext fehlt. Unvollständige Daten erfordern ein großes Maß an Recherchearbeit (vgl. Beobachtungsprotokoll: 2).

Während weiters vielen eine einheitliche Strategie zum Langzeitarchivieren ihrer Daten fehlt und einige zudem nicht wissen, wie sie ein Repositorium finden könnten bzw. wie es zu benutzen ist (vgl. Interview5), ist ein weiteres Argument, das häufig gegen das Bereitstellen genannt wird, der damit verbundene hohe Arbeitsaufwand. Das ist auch bei jener Forscherin der Fall, die Unterlagen

auf *Zenobo* bereitgestellt hat: Auch wenn sie bereits Daten veröffentlicht hat, wird sie keine anderen Daten aus diesem Projekt mehr teilen, „weil zum Einen das zu mühsam wäre und [sie] zum Anderen auch keinen Grund habe, das zu machen.“ (Interview4). Die Bereitstellung weiterer Daten aus diesem Projekt würde zeitaufwändige Aufbereitung der Daten und das Einholen eines Einverständnisses der Forschungspartner*innen implizieren, wäre also mit einigen Mühen verbunden. Dieser Meinung ist auch eine Forscherin, die zumindest unentgeltlich ihre Forschungsdaten nicht zur Verfügung stellen würde. Ihre Interviewtranskripte hinsichtlich einer möglichen Archivierung noch einmal durchzulesen „wenn es kein Geld dafür gibt“ (Interview7), käme für sie eher nicht infrage.

Auch wenn sich die Reputation der qualitativen Datenarchivierung und Sekundärnutzung meiner Meinung nach in den letzten Jahren etwas gewandelt hat, konnte ich Ähnliches auch im Arbeitsalltag feststellen: Immer mehr Leute sind sich einig, dass Datenarchivierung wichtig sei, viele sind jedoch nach wie vor damit überfordert bzw. nicht bereit, wirklich etwas dafür zu tun. Einige Personen sind nach wie vor skeptisch, was den Nutzen angeht oder geben an, „den eigenen Vorteil“ dabei nicht erkennen zu können (vgl. Beobachtungsprotokoll: 7).

Dennoch gibt es bestimmte Faktoren, die eine Bereitstellung in den Augen der Nachwuchsforscher*innen attraktiver machen würden. Zwei Interviewpartnerinnen geben beispielsweise an, eine Langzeitarchivierung von den Datengebner*innen abhängig zu machen. Sie würden „nicht alle Studienteilnehmer*innen gleichbehandeln“, sondern – auch wenn alle befragten Personen ihre formelle Zustimmung zur Langzeitarchivierung gegeben haben – selektieren, ob diese Daten wirklich nachgenutzt werden sollten oder ob die Informationen eventuell zu sensibel wären (vgl. Interview2/Interview7).

Eine Forschende erklärt weiters, Daten nur auf persönliche Anfrage hin zur Verfügung stellen zu wollen, sodass Sekundärnutzer*innen nur mit der Erlaubnis des/der Primärforscher*in Zugang darauf hätten. Der Befragten wäre da vor allem wichtig vor dem Teilen ihrer Daten über die konkreten Fragestellungen der Sekundärnutzer*innen bescheid zu wissen (vgl. Interview7). Interessant fände sie auch noch die Idee einer Art Datenbank, mithilfe derer man herausfinden könnte, welche Forschungsthemen mit einem bestimmten Datensatz noch behandelt werden könnten. Anhand eines Gesprächs zwischen Primär- und potentiell/r Sekundärforscher*in soll dann festgelegt werden, ob diese Person Zugriff auf ihre Daten erhalten soll oder nicht (vgl. ebd.). Durch das Erstellen einer Datenbank bzw. dem Austausch mit möglichen Sekundärnutzer*innen

möchte besagte Forscherin die Verantwortung über ihre Daten weiterhin gewährleisten.

Sekundärnutzung qualitativer Daten: Vor- und Nachteile

Zum Zeitpunkt der Datenerhebung hat nur einer meiner Interviewpartner bereits Erfahrung mit der Weiternutzung fremderhobener Daten gemacht, diese Person arbeitet seit drei Jahren mit Sekundärdaten im Rahmen eines größeren Projektes. Schon für seine Masterarbeit hat er fremderhobene Daten verwendet, dabei hatte er Zugriff auf Rohdaten (in diesem Fall Audiofiles), konnte diese transkribieren und zur Beantwortung seiner Forschungsfrage verwenden. Ohne dieses Projekt hätte er laut eigener Aussagen nicht gewusst, dass die Möglichkeit zur Sekundärnutzung qualitativer Daten besteht. Auch wenn er glaubt, dass man mit fremderhobenen Daten vorsichtig umgehen sollte, überwiegen in seinen Augen die Vorteile (vgl. Interview1). unter anderem konnte er sich durch die Verwendung fremderhobener Daten viel Arbeitsaufwand ersparen, da die Daten in ihrer Rohform ja „quasi vor einem lagen“ (ebd.). Weiters ist durch die Sekundärnutzung das Betrachten von mehreren Perspektiven auf ein Thema möglich: Dabei betont er vor allem die „kritische Distanz auf das Forschungsfeld, zu den Forschungspersonen“ die er so einnehmen konnte (vgl. ebd.). In seinen Augen ist es also ein klarer Vorteil, durch die fehlende persönliche Nähe zu den Forschungsteilnehmer*innen emotional nicht zu involviert in den Forschungsgegenstand zu sein.

Auch die Möglichkeit einer Steigerung des Ansehens von qualitativen Daten durch die potentielle Nachnutzung von fremderhobenen Beständen wird in einem der Interviews erwähnt (vgl. Interview2). Auch wenn sich eine der von mir befragten Forscherinnen nicht viel unter der Sekundärnutzung von Forschungsdaten vorstellen kann, glaubt sie, dass ein qualitatives Datenarchiv positive Auswirkungen auf die Reputation von qualitativer Forschung haben könnte: Ihrer Meinung nach verleiht ein qualitatives Datenarchiv „dem Ganzen zwar nicht unbedingt Objektivität, aber irgendetwas Handfestes“ (ebd.). Auch wenn bereits in einem früheren Kapitel darüber diskutiert wurde, dass Objektivität in der qualitativen Sozialforschung nie erreicht werden könnte, bzw. es auch gar nicht den Anspruch an Objektivität gibt, glaube ich zu verstehen, was die Person mit ihrer Aussage ausdrücken will: Dadurch, dass bisher weitestgehend Daten aus der quantitativen Forschung nachgenutzt worden waren, könnte die Sekundärnutzung von qualitativem Forschungsmaterial zu einer veränderten Sichtweise auf die qualitative Wissenschaft führen.

Vorteile eher praktischer Natur sieht ein weiterer Forscher, der bisher zwar noch keine Erfahrungen

mit der Sekundärnutzung von Forschungsdaten hat, dies jedoch gerne einmal ausprobieren wolle. Durch das Verwenden fremderhobener Daten könnte man Einblicke in die Arbeitsweisen anderer Personen erhalten, somit würde auch der „Weg genau beschrieben werden, also quasi wie man zum Ergebnis kommt.“ (Interview5). In seinen Augen stellt das die eigentliche Leistung dar, „nicht das Durchführen von 200 Interviews, sondern eigentlich das Schwierige ist ja, zu verstehen und darzustellen, wie man von A nach B kommt“. (ebd.). Seiner Meinung nach liegt der Vorteil beim Weiterverwenden von Forschungsdaten also nicht in der Information, die man durch die Sekundärnutzung eines Interviews erlangt, sondern in der Möglichkeit zu erkennen, wie eine andere Person die Forschung durchgeführt hat. Weiters habe durch die Einsicht in die Daten anderer Forscher die Möglichkeit, Fehler zu erkennen und die Primärforschenden gegebenenfalls auf diese aufmerksam zu machen. Dies könnte in seinem Empfinden zu einer Qualitätssteigerung von Forschungsdaten im Besonderen und der qualitativen Forschung im Allgemeinen führen (vgl. Interview5).

Dass die Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten auch Nachteile mit sich bringt, kann man anhand der Antworten der Nachwuchsforschenden ebenfalls feststellen. Diese lassen sich in mehrere Punkten zusammenfassen.

Eine Forschende beispielsweise würde eher keine fremderhobenen Daten für ihre Forschung verwenden, da sie befürchtet, das Material könnte in irgendeiner Form von den Primärforschenden „manipuliert“ sein (vgl. Interview2). In diesem Zusammenhang fand ich es besonders spannend, dass ausgerechnet jene Forschende, die ihre Interviews nicht transkribiert und Beobachtungen bereits in interpretierter Form protokolliert, angibt, fremderhobene Daten nicht nachnutzen zu wollen, da das Material von den Primärforschenden verfremdet worden sein könnte. Vor allem in qualitativen Sozialwissenschaften sei es in ihren Augen vergleichsweise einfach, Daten zu verfälschen, man kann nie wissen „was dann tatsächlich stattgefunden hat beim Gespräch“ (ebd.).

Andere Befragte teilen diese Sorge zwar nicht, erkennen aber eine weitere Herausforderung, wenn es um die Verwendung fremderhobenen Forschungsdaten aus dem Archiv geht: Die Daten sind meist auf die Forschungsfrage der Primärforschung abgestimmt. Der Interviewpartner, der selbst schon Daten nachgenutzt hat, gibt an, dass dies „schon schwierig“ gewesen sei (vgl. Interview1). Seine ursprüngliche Forschungsfrage, auf die er sich mit seinem Betreuer geeinigt hatte, konnte damit nicht beantwortet werden, da der/die Primärforschende zwar dieselbe Zielgruppe, jedoch

nicht denselben Fokus auf die Situation hatte, wie er. Der Befragte gibt an, er habe „ein bisschen an seiner Forschungsfrage herumpassen müssen, damit die Theorie passt und dann auch die Empirie.“ (ebd.). Durch den Zugang zu fremderhobenen Daten konnte er sich laut eigener Aussagen einiges an „Forschungsarbeit“ ersparen, die Themenfindung und das Festlegen auf eine Forschungsfrage haben aber dementsprechend mehr Mühe gekostet (vgl. Interview1).

Diese Meinung teilt auch eine andere Interviewpartnerin, in deren Augen aus diesem Grund viele Personen immer noch auf eine eigene Datenerhebung zurückgreifen (vgl. Interview7). Sie findet, die Schwierigkeit liege darin, dass vor allem Daten aus der qualitativen Forschung sehr auf die Forschungsfrage abgestimmt sind und diese kaum unabhängig von der Primärforschung zu betrachtet werden sollten. Weiters möchte sie bestimmte Nachfragen an den/die Primärforschenden stellen können, was die genaueren Umstände der Forschungssituation anbelangt und dies ist in den meisten Fällen nicht möglich (vgl. ebd.).

Ein weiterer Grund für die geringe Anzahl von Sekundärnutzer*innen liegt laut vielen Befragten daran, dass die Möglichkeit, fremderhobene Forschungsdaten zu nutzen, immer noch recht unbekannt ist. Manche Personen wissen auch nicht, wie sie sich ein Repositorium vorstellen sollten oder wo sie eines finden könnten (vgl. Interview5/Interview7). Auch der erfahrene Forscher spricht von Glück, dass er in diesem Netzwerk war und erfahren hat, dass die Möglichkeit einer Weiterverwendung von Daten besteht: „Viele wussten überhaupt nicht, dass es bestimmte Daten schon gibt, die man auch verwenden kann.“ (Interview1).

Beantwortung der Forschungsfragen

Umgang mit Forschungsdaten

„Wie wird in den qualitativen Sozialwissenschaften und im Besonderen in der Kultur- und Sozialanthropologie mit Forschungsdaten umgegangen?“

Was bei der Auswertung der Ergebnisse auffällt, ist, dass es auf den ersten Blick keine allzu großen Unterschiede im Umgang mit Forschungsdaten innerhalb der Sozialwissenschaften zu geben scheint. Bei der genauen Analyse der Interviews fallen jedoch ein paar kleinere Abweichungen unter den befragten Personen auf.

Unabhängig von ihrer primären Studienrichtung werden von allen Befragten hauptsächlich textbasierte Daten erhoben, vereinzelt werden Karten oder Fotografien angefertigt. Alle Befragten führen Interviews, welche digital aufgenommen und meist sehr genau transkribiert werden. Dabei

gibt eine Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie an, ihre eigene Interpretation bereits bei Transkripten einfließen zu lassen, also nicht wortwörtlich das Gesagte niederzuschreiben, sondern die Ergebnisse des Interviews bereits in reflektierter Form festzuhalten. Weiters wird die Teilnehmende Beobachtung auch nur von Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie als Methode genannt. Im Unterschied zu Befragten aus den anderen Sozialwissenschaften greifen einige Soziolog*innen zusätzlich auf quantitative Forschungsmethoden zurück, um ihr Methodenrepertoire zu erweitern.

Auch die Art der Annäherung zu Forschungspartner*innen ist weniger abhängig vom disziplinären Hintergrund der Doktorand*innen, sondern steht in Zusammenhang mit der Sensibilität des Forschungsgegenstandes. Dabei ist zu erkennen: Je sensibler Forschende ihr Thema einschätzen, desto komplizierter gestaltet sich auch die Auswahl der Forschungspartner*innen. Eine Kontaktaufnahme mittels des Schneeballprinzips wird sowohl von Kultur- und Sozialanthropolog*innen, als auch von Studierenden der anderen Sozialwissenschaften als häufigste Antwort genannt.

Wenn es um das Einholen von Einverständnissen geht, ist auffällig, dass die einzige Studierende, die im Interview mit mir angegeben hat, nicht mit schriftlichen Einverständniserklärungen zu arbeiten, Doktorandin der Kultur- und Sozialanthropologie ist. Die zweite Person, die an der KSA verortet ist und von mir befragt wurde, gibt zwar an, noch vor der Forschung ihre Forschungspartner*innen nach deren Einwilligung zu fragen, hat jedoch kein Einverständnis eingeholt, wenn es um die Bereitstellung ihrer Daten geht – allerdings fehlt eine schriftliche Erklärung dazu auch bei dem Großteil der Befragten anderer Sozialwissenschaften. Das Einholen eines Einverständnisses ist also für die meisten Studierenden ein fixer Bestandteil ihres Forschungsprozesses, auch wenn die wenigsten eine Einwilligung für die Archivierung und Weiterverwendung von Forschungsdaten erfragt haben.

Zumindest im Rahmen der von mir befragten Personen ist das Empfinden, wie sensibel die eigenen Daten angesehen werden, eher unabhängig von der Wahl des Studienfaches. Vielmehr kommt es bei der Einschätzung der Sensibilität auf das Forschungsthema an: Lediglich zwei Doktoratsstudierende empfinden ihre Forschungsdaten als „sensibel“, während alle anderen sie als „eher sensibel“ oder „gar nicht sensibel“ bezeichnen würden. Jene Forschende, welche die Sensibilität ihrer Daten als sehr hoch einschätzen, machen ihren Abschluss zwar beide in der Soziologie, haben jedoch auch in meinen Augen Themen, die einen besonderen Umgang erfordern (Polyamorie und Substanzgebrauch).

Sowohl Befragte aus der Kultur- und Sozialanthropologie, als auch Studierende einer anderen Sozialwissenschaft nehmen die Anonymisierung ihrer Daten und den Schutz ihrer Forschungspartner*innen sehr ernst. Die meisten der Befragten arbeiten während der Forschung mit Klarnamen, anonymisieren jedoch spätestens bei der Publikation personenbezogene Informationen. Ausgenommen davon sind zwei Soziolog*innen, deren Interviewpartner*innen bereits die Einverständniserklärung mit einem Pseudonym unterzeichnet haben bzw. welche die Klarnamen ihrer Forschungspartner*innen zu keinem Zeitpunkt gekannt haben. Ich gehe jedoch davon aus, dass auch in diesem Fall der Grund dafür mehr in der Sensibilität des Themas liegt, als an deren disziplinären Hintergrund.

Die Art Daten zu anonymisieren variiert innerhalb der Forschungsgruppe: Während einige Doktorand*innen bestimmte Informationen durch sinnverwandte Begriffe ersetzen, schwärzen andere Befragte die personenbezogenen Angaben in ihren Forschungsdaten oder lassen Begriffe, welche die Identität ihrer Forschungspartner*innen preisgeben könnten, gänzlich weg. Die Art der Anonymisierung unterscheidet sich jedoch auch unter Doktorand*innen, die das gleiche Fach studieren, ist also unabhängig von deren Forschungsdisziplin und hängt vermutlich mit persönlichen Vorlieben zusammen.

Weiters konnte ich herausfinden, dass sich die Vorgehensweise, wie Forschungsdaten verwahrt werden, je nach Stellung der Forschenden unterscheidet: Wer auf der Uni arbeitet, lagert seine Forschungsdaten eher für 10 Jahre auf Arbeitscomputern und/oder in ausgedruckter Form im Büro, Personen ohne Anstellung an der Universität speichern Daten auf privaten Laptops und vorrangig auf externen Festplatten. Auffallend ist, dass die Wenigsten wissen, was langfristig mit ihren Daten passiert. Beide Forscherinnen mit anthropologischem Hintergrund haben bei mir den Eindruck erweckt, sich eher schwer von ihren Daten trennen zu können. So hat eine der Forschenden angegeben, Daten aus ihrem aktuellen Projekt eventuell über 10 Jahre hinaus noch behalten zu wollen, um sie gegebenenfalls für andere Zwecke zu verwenden (auch wenn sie angegeben hat, die Daten nicht bereitstellen oder nachnutzen zu wollen) (vgl. Interview6); die andere hat die Daten aus früheren Forschungen „souvenirmäßig“ aufbewahrt (vgl. Interview2). Allerdings könnte dies auch bei Doktorand*innen aus den anderen Sozialwissenschaften der Fall sein – diese haben allerdings nicht preisgegeben, was nach dem Ablauf dieser Frist mit ihren Forschungsdaten passieren soll.

Jene Person, die bereits Daten aus ihrer Forschung für andere Personen zur Verfügung gestellt hat, studiert Wissenschaftsforschung und hat ihren Masterabschluss in Informations- und

Bibliothekswissenschaften gemacht – könnte also aus diesem Grund schon eine gewisse vorbelastete Einstellung zum Archivieren und Bereitstellen von Daten haben. Allerdings gibt die Forschende an, eher in die Thematik „hineingerutscht“ (Interview4) zu sein und auf den Apell eines Forschungspartners hin Interviews in einem Repositorium bereitgestellt zu haben. Ich bin mir deswegen nicht sicher, ob die Erfahrung mit der Bereitstellung direkt im Zusammenhang mit ihrer Vorbildung steht.

Generell lässt sich anhand meiner Daten erkennen, dass die Mehrheit der befragten Doktorand*innen nur selbst gerne auf ihre Forschungsdaten zugreifen möchte oder Daten höchstens mit der Projektgruppe teilen will. Der Großteil ist jedoch dafür offen, eventuell in Folgeprojekten Daten bereitzustellen bzw. zumindest über eine Langzeitarchivierung nachzudenken. Nur eine Person, eine Doktorandin der Kultur- und Sozialanthropologie, lehnt die Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten bis dato ab, und kann sich das Bereitstellen eigener Daten bzw. das Nutzen von Sekundärdaten nur schwer vorstellen (vgl. Interview2). Zwar gibt sie an, für eine sinnvolle Verwendungsweise offen zu sein, würde ihre Daten jedoch nicht (in deren aktuellen Zustand) bereitstellen wollen (vgl. ebd.) und weiß nicht, welcher Mehrwert für andere dadurch entstehen könnte. Bedenken, dass das Datenmaterial, das sie nachnutzen wolle, manipuliert sei, hält sie bis dato von der Sekundärnutzung ab.

Bezüglich der Nutzung von fremderhobenem Material für die eigene Forschung ist meine Forschungsgruppe ebenfalls sehr zwiagespalten. Auch wenn lediglich ein Forscher bereits Erfahrung mit dem Verwenden fremderhobener Daten hat, erkennt abgesehen von der besagten KSA-Studierenden jede/r Befragte sowohl Vor- als auch Nachteile.

Herausforderungen und Lösungsansätze

„Welche Herausforderungen sehen Forschende aus den qualitativen Sozialwissenschaften bezüglich der Archivierung und Sekundärnutzung ihrer Daten hinsichtlich der Charakteristika qualitativer Forschung und welche Lösungsansätze dafür gibt es?“

Im Großen und Ganzen konnte ich zwischen den Antworten meiner Forschungspartner*innen und den Herausforderungen, die in der Literatur genannt und in einem vorigen Kapitel bereits beschrieben wurden, keine großen Unterschiede feststellen.

Als häufigste Herausforderungen bei der Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten wird ein Problem genannt, das relativ einfach behoben werden könnte: Der Großteil der Befragten hat angegeben, bisher auf eine Archivierung bzw. Bereitstellung ihrer Forschungsdaten

verzichtet zu haben, weil vorab nicht nach dem Einverständnis ihrer Forschungspartner*innen gefragt wurde. Auch wenn fast alle befragten Personen aussagen, mit schriftlichen Einverständniserklärungen zu arbeiten, fehlt anscheinend häufig ein Zusatz, der den Verbleib von Daten regelt. In den meisten Fällen wird die Option einer Archivierung bzw. Sekundärnutzung gar nicht erst angedacht, bei einer Forschenden wird explizit darauf hingewiesen, dass nur die Primärforscherin die Daten nachnutzen darf (vgl. Interview7).

Weiters haben viele Forscher*innen Bedenken bezüglich des Kontext ihrer Daten bzw. wegen ihres *bias*, der sich in ihren Augen in den Forschungsdaten widerspiegelt. So wird die Verankerung der eigenen Person in den Forschungsdaten als große Herausforderung wahrgenommen und würde verhindern, dass diese von jemand Außenstehenden nachgenutzt werden können. Die Aussagen der Doktorand*innen decken sich in diesem Fall eindeutig mit den Problemen, die in der Literatur angeführt wurden: Wie auch Meier zu Verl und Meyer, die der Meinung sind, die mangelnde Dokumentierbarkeit von präreflexivem Kontextwissen mache eine Sekundärnutzung zumindest von ethnographischen Material unmöglich (vgl. Meier zu Verl, Meyer, 2018: 81), glauben ebenso meine Forschungspartner*innen (auch jene, die keine ethnographischen Daten erheben), Daten aus den Sozialwissenschaften eignen sich aufgrund ihres intersubjektiven Charakters eher schlecht für eine Weiterverwendung durch Andere. Beide Forschende, die bereits Erfahrung mit der Bereitstellung eigener Daten oder dem Verwenden von fremderhobenen Daten haben, arbeiten nicht ethnographisch und bezeichnen ihre Forschung als nicht sensibel. Jene Personen, die ethnographische Daten generieren, stehen der Archivierung und Weiterverwendung von qualitativen Daten aus den gleichen Gründen wie Meier zu Verl und Meyer schon skeptischer gegenüber.

Wenig überraschend für mich ist, dass jene Forscherin, die ihre Interviews nicht transkribiert, sondern die Information gleich mit ihrer eigenen Interpretation verbindet, Daten aus genau diesem Grund nicht bereitstellen bzw. nachnutzen möchte (vgl. Interview2).

Doch auch Datensätze mit zu wenigen (persönlichen) Information stellen eine Herausforderung aus Sicht der Nachwuchsforscher*innen dar. Ein Doktorand hat im Interview angegeben, Daten aus zurückliegenden Forschungen nicht archivieren/bereitstellen zu können, weil zu wenig Information über den Kontext vermerkt wurde und es seiner Meinung nach nicht möglich ist, Daten unabhängig ihres Hintergrunds zu betrachten (vgl. Interview5). Ähnliches kann auch bei der Arbeit bei eda festgestellt werden: Da es im Datenarchiv viel historisches Material gibt, über deren Entstehungskontext wenig bekannt ist, gestaltet sich die Aufbereitung und Bereitstellung dieser

Daten schwierig. Weiters ist oft unklar, wem diese Daten „gehören“ bzw. wer als Urheber gilt, sie können daher nicht uneingeschränkt zur Verfügung gestellt werden (vgl. Beobachtungsprotokoll: 3).

Die Gewährleistung des bestmöglichen Schutzes ihrer Forschungspartner*innen vor dem Missbrauch durch Dritte ist ein weiteres Argument, das häufig genannt wurde. Wie bereits zuvor geschildert, ist das Wahren der Anonymität beforschter Personen auch durch eine strenge Unkenntlichmachung der persönlichen Information nicht immer mit Sicherheit möglich und eine Sekundärnutzung ist mit dem Risiko verbunden, die Identität von Forschungsteilnehmer*innen aufzudecken (vgl. Bambey et al., 2017: 4). Vor allem bei qualitativen Daten liegt eine Vielzahl von persönlichen Informationen vor. Trotz aufwendiger Anonymisierung sehen viele die Sensibilität ihrer Daten als große Herausforderung und stellen den Schutz ihrer Forschungsteilnehmer*innen vor eine Langzeitarchivierung bzw. der Möglichkeit, fremderhobene Daten nachzunutzen oder zur Verfügung zu stellen.

Nicht nur wenn es um den Aufbau und die Etablierung von Infrastrukturen für Forschungsdatenmanagement geht, ist die Frage nach der Finanzierung eines der zentralen Probleme. Dass die Aufbereitung von Forschungsdaten für eine Langzeitarchivierung und das Bereitstellen häufig mit einem hohen Arbeitsaufwand verbunden ist, wurde auch von den Doktorand*innen der Sozialwissenschaft erkannt und mitunter als Grund gegen eine Archivierung und Sekundärnutzung angeführt. Dabei stellt sich für eine Forscherin vor allem die Frage, wofür sie den Mehraufwand in Kauf nehmen und ihre Daten zeitintensiv aufarbeiten sollte, wenn sie dadurch keinen finanziellen Mehrwert hätte (vgl. Interview7). Als weitere Herausforderung ist aus diesem Grund auch der hohe Arbeitsaufwand und die fehlende finanzielle Vergütung zu erwähnen. Weiters gibt es auch einige Unklarheiten, was die technische Umsetzung betrifft. Datenmanagementmethoden für quantitatives Forschungsmaterial lassen sich nicht einfach auf den qualitativen Bestand übertragen, sondern erfordern spezifische Infrastrukturlösungen (vgl. Strickert, 2020: 5). Wie der weitere Umgang mit Forschungsdaten nach deren Publikation technisch zu bewerkstelligen ist, ist jedoch bis heute nicht wirklich in der universitären Lehre verankert. Dies stellt aus Sicht der befragten Doktorand*innen eine weitere Hürde auf dem Weg zur Langzeitarchivierung dar. Ein Forscher, der Vorteile der Bereitstellung und Weiterverwendung von Forschungsdaten für sich erkannt hat und offen dafür ist, seine Daten zur Verfügung zu stellen, gibt im Interview an, dies unter anderem aufgrund seiner fehlenden technischen Expertise nicht machen zu können (vgl. Interview5).

Vergleicht man die Aussagen der Doktorand*innen mit den Herausforderungen, die in der Literatur genannt werden, fällt auf, dass sich die Punkte größtenteils überschneiden.

Elisabeth Huber schreibt, Konkurrenzdenken wäre ein Grund, weshalb viele Forscher*innen auf eine Bereitstellung verzichten würden, da sie Sorge hätten, „im Archiv bloßgestellt zu werden“ (Huber, 2019: 15) oder möglichen Nebenbuhler*innen mit der Bereitstellung ihrer Daten unter die Arme zu greifen. Dieser Grund wird von meinen Forschungsteilnehmer*innen nicht angesprochen. Vielmehr sieht ein Interviewpartner den Vorteil, durch die Sekundärnutzung etwas zu lernen bzw. durch das Bereitstellen seiner Forschungsdaten Jungwissenschaftler*innen bei ihrer Forschung zu unterstützen (vgl. Interview5).

Um die Bereitstellung und Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten trotz alledem zu ermöglichen, gibt es in den Augen mancher Befragter bereits einige Lösungsansätze. Eine Forscherin fände es beispielsweise sinnvoll, eine Art Datenbank zu generieren, mithilfe derer man herausfinden kann, welche Forschungsthemen mit einem bestimmten Datensatz noch behandelt werden könnten (vgl. Interview7). Ihrer Meinung nach legt der/die Primärforschende fest, zu welchem Zweck die von ihm/ihr generierten Daten noch verwendet werden dürfen und muss somit nicht die Möglichkeit, über den Outcome seiner/ihrer Forschung bestimmen zu können, aus der Hand geben. Noch mehr Kontrolle über die Weiternutzung seiner/ihrer Daten würde der zweite Vorschlag, den diese Doktorandin hatte, gewährleisten: Ihrer Meinung nach sollten Daten nur mit der Erlaubnis des/der Primärforschenden für Nachnutzer*innen zugänglich sein, diese/r soll erfahren bzw. regeln können, wozu die von ihm/ihr erhobenen Daten verwendet werden. Weiters möchte sie ihre Forschungsdaten nur auf persönliche Anfrage hin zur Verfügung stellen, sodass Sekundärnutzer*innen aktiv auf sie zukommen und den Zweck des Gebrauchs offenlegen müssten (vgl. ebd.). Die besagte Forscherin gibt also ungern die Kontrolle über die weitere Verwendung ihres Forschungsmaterials ab und will weiterhin mitbestimmen können, welche Themen mit diesen Daten behandelt bzw. welche Fragen damit beantwortet werden sollen.

Eng verbunden mit dem Einholen eines schriftlichen Einverständnisses ist die Idee, eine mögliche Langzeitarchivierung von den beforschten Gruppen abhängig zu machen. Indem Forschungsteilnehmer*innen bereits vor der Datenerhebung über den Zweck der Forschung und die Verarbeitung der Daten aufgeklärt werden, haben sie genug Informationen, um selbst entscheiden zu können, ob und inwiefern sie mitwirken wollen. Zwei Forscherinnen würden, auch wenn sie eine formelle Zustimmung zur Langzeitarchivierung von allen Beforschten hätten,

dennoch lieber selbst selektieren können, ob diese zur Verfügung gestellt werden sollen oder ob die Informationen zu sensibel für eine mögliche Weiterverwendung wären (vgl. Interview2/Interview7).

Conclusio

In diesem letzten Abschnitt meiner Arbeit soll über die Ergebnisse meiner Forschung diskutiert werden. Dabei werden meine Erkenntnisse mit den theoretischen Überlegungen aus dem ersten Teil dieser Arbeit verknüpft, um mögliche Unterschiede und Überschneidungen zwischen den Beispielen aus der Literatur und konkreten Beispielen aus meiner Forschung sichtbar zu machen. Abschließend werde ich über meine Rolle bei der Forschung berichten und den Prozess der Entstehung dieser Arbeit reflektieren.

Diskussion

Durch das Durchführen von Interviews und Teilnehmender Beobachtung konnte ich meine Forschungsfragen beantworten, jedoch habe ich im Rahmen meiner Forschung nicht nur Antworten bekommen, sondern auch neue Fragen und Diskussionsmaterial haben sich mir eröffnet. Die Aussage zweier Interviewpartnerinnen, sie würden gegebenenfalls nur Daten bereitstellen, die nicht sensibel sind (vgl. Interview2/Interview7) hat mich zum weiteren Nachdenken angeregt. Sie brachte mich dazu, mich zu fragen, wer in diesem Fall bestimmt, was als sensibel gilt und was nicht.

Wird eine Langzeitarchivierung vom Grad der Sensibilität der Daten abhängig gemacht, stellt sich mir die Frage, wer entscheiden darf, wie sensibel *zu* sensibel ist: Geht es um die Sensibilität in den Augen der Forschenden bzw. nach Vorgaben von institutionellen Kontrollmechanismen oder nach der Meinung beforschter Personen?

Wenn Forschungspartner*innen den Anspruch auf ihre Daten mit dem Unterzeichnen der Einverständniserklärung gewissermaßen abgeben und einer Archivierung bzw. Bereitstellung zustimmen, anhand welcher Kriterien entscheiden Forscher*innen, ob sich Daten zur Archivierung bzw. Bereitstellung eignen oder ob die Information zu sensibel ist, um mit anderen Forschenden geteilt zu werden?

Damit verbunden ist auch die Frage, wem Daten nach der Forschung gehören. Als Lösung für das Problem hinsichtlich der Attraktivität der Datenarchivierung für Forschende, wurde von einer Forscherin vorgeschlagen, Daten nur mit Erlaubnis des/der Primärforscher*in nachnutzbar zu machen. Zusätzlich müssten potentielle Sekundärnutzende angeben, zu welchem Zweck diese Daten eingesehen werden wollen bzw. welche Forschungsfragen damit beantworten werden sollen

(vgl. Interview7). Aber obliegt die Nutzungs- und Deutungshoheit über diese Daten tatsächlich dem/der Primärforscher*in und welches Recht hat diese Person bestimmen zu dürfen, für welchen Zweck Daten verwendet werden dürfen?

Die Frage, ob Rechte an der Urhebung der Daten bestehen, kann juristisch jedenfalls nicht beantwortet werden. Bisher existiert noch kein Eigentum an Daten. Forschungsdaten obliegt unter gewissen Umständen zwar ein urheberrechtlicher Schutz, jedoch bezieht sich dieser lediglich auf die Form des Werks, jedoch nicht auf dessen Inhalt (vgl. Kuschel, 2018: 164ff).

Moritz Strickert schlägt vor, forschungsethische Gesichtspunkte miteinfließen zu lassen, wenn Besitzansprüche nicht eindeutig zuzuordnen sind und es sich um Daten handelt, die sich durch ein hohes Maß an Zusammenarbeit zwischen Forscher*in und Beforschten auszeichnen (vgl. Strickert, 2020: 26). Ich verstehe die Sorge um einen möglichen Missbrauch bereitgestellter Forschungsdaten, vor allem wenn es sich um sensible Themen handelt, und begrüße einen sorgfältigen Umgang mit persönlicher Information und den bestmöglichen Schutz von Forschungsteilnehmer*innen. Doch es stellt sich mir auch die Frage, welche Rechte Forschende über Forschungsdaten haben und ob die Besitzansprüche besagter Forscherin nicht ein wenig zu weit gehen. In der Theorie halte ich es für eine gute Idee, den/die Primärforscher*in in die Sekundärnutzung von Forschungsdaten einzubinden, dennoch bin ich mir nicht sicher, ob der Vorschlag dieser Wissenschaftlerin nicht ein bisschen zu weit geht. Wenn sich eine beforschte Person mittels einer Unterzeichnung der Einverständniserklärung bereit dazu erklärt, personenbezogene Daten preiszugeben und in weiterer Folge für Folgeprojekte bereitzustellen, ist dies in meinen Augen ausreichend für eine Sekundärnutzung und benötigt nicht noch die Erlaubnis des Primärforschenden – vor allem wenn ohnehin nur anonymisierte Daten archiviert werden und der Schutz und die Identität der Forschungspartner*innen gewahrt bleiben. Andererseits kenne ich auch Exempel aus dem eda-Kontext, wo wir beispielsweise nicht gleich den ganzen Nachlass einer Person archivieren, sondern vorerst unvollständige, unbrauchbare oder zu persönliche Daten aussortieren.

Prinzipiell bin ich der Meinung, man sollte Forschungssubjekte selbst bestimmen lassen, in welchem Ausmaß sie Daten bereitstellen wollen und sich als Primärforschende*r nicht allzu sehr einmischen. Allerdings greift diese Bestimmungsfreiheit, die in meinen Augen Forschungssubjekten zusteht, nur so weit, als ich mir als Primärforschende*r sicher sein kann, dass sich diese Person der vollen Tragweite ihrer Entscheidung bewusst ist. Unter vielen möglichen Risiken, die eine

Bereitstellung für Datengebende mit sich bringt, ist die Identifizierbarkeit eines. Da geht es nicht um ein abstraktes Prinzip, sondern um das Schützen der Privatsphäre von Personen und sollte ich mir als Forschende nicht komplett sicher sein können, dass Datengeber*innen sich der möglichen Risiken bewusst sind, halte ich ein Eingreifen für sinnvoll. Dies kann jedoch auch zu einem Teil problematisch sein, immerhin ist diese Haltung in meinen Augen ein bisschen bevormundend, da im Prinzip alle Dinge, die Datengebende gestatten müssen, in der Einverständniserklärung offengelegt werden und Forschungspartner*innen der weiteren Verarbeitung ihrer Daten durch eine Unterzeichnung zustimmen und somit quasi eine Lizenz für die Weiterverwendung geben. Dennoch bin ich auch der Meinung, dass im Zweifelsfall Primärforschende die letzte Instanz vor der Bereitstellung darstellen sollten, wenn Grund zur Annahme besteht, dass sich Datengebende nicht der vollen Tragweite ihrer Entscheidung bewusst sind.

Die bestmögliche Vorgehensweise wäre in meinen Augen deswegen eine Bereitstellung von sowohl den Primärforschenden als auch den Forschungsteilnehmer*innen abhängig zu machen und eventuell beide in Zusammenarbeit entscheiden zu lassen, ob und wofür personenbezogene Daten verwendet werden sollten. Doch dies ist in der Praxis wahrscheinlich nur schwer umsetzbar.

Eine weitere Sache, die mir aufgefallen ist, betrifft die Einstellung von Ethnolog*innen zur Interpretation von Forschungsdaten. Da nur zwei meiner Forschungsteilnehmer*innen Kultur- und Sozialanthropologie studieren/studiert haben, kann ich leider keine repräsentative Aussage bezüglich der Unterschiede in ihrem Umgang mit Forschungsdaten zu Studierenden anderer Sozialwissenschaften treffen, jedoch scheint es auf den ersten Blick keine großen Abweichungen zwischen den beiden Gruppen zu geben. Nur in einem Punkt heben sich die zwei von mir interviewten Forscherinnen von den Anderen ab und dieser betrifft die Interpretation von Forschungsdaten. Wie beschrieben arbeitet eine der Anthropologinnen in einem Forschungsteam und tauscht ihre Daten mit der Erlaubnis der Forschungsteilnehmer*innen innerhalb der Gruppe aus. Sie empfindet das Verwenden der Daten ihrer Kolleg*innen trotz deren *bias* als „not a really big challenge“ (Interview6) und geht davon aus, dass Daten auch unabhängig der Interpretation von Forschenden betrachtet werden können bzw. dass ihre Teamkolleg*innen darauf achten, möglichst uninterpretierte Daten zu generieren und bereitzustellen. Vor allem in Anbetracht der Charakteristika ethnographischer Daten erscheint mir diese Meinung ein bisschen zu optimistisch. Dass die Trennung von Interpretation und Daten nicht bei allen Forschenden möglich ist, zeigt die

zweite Anthropologin, die von mir interviewt wurde. Im Gespräch mit mir gibt sie an, dass sie ihre eigene Reflexion bereits im ersten Schritt der Datenerhebung miteinfließen lasse. Es gäbe in ihren Feldnotizen ein paar Absätze, die deskriptiv sind, aber dann wieder ganze Absätze gemischt mit ihrer eigenen Reflexion und Interpretation. Auch bei Interviews fertigt sie kein vollständiges Transkript an, sondern schreibt das Gehörte bereits in interpretierter Form nieder (vgl. Interview2).

Dies bedeutet, dass diese Forscherin eigentlich keine Rohdaten generiert, was es quasi unmöglich macht, ihre Daten unabhängig ihres *bias* zu betrachten. Gleichzeitig ist sie für die Bereitstellung ihrer Daten offen, kann sich jedoch nicht vorstellen, welchen Vorteil Sekundärnutzer*innen von dem archivierten Material hätten, das diese nicht durch das Betrachten ihrer Ergebnisse hätten (vgl. ebd.). Dass sie in der Weiterverwendung ihrer Forschungsdaten keinen Nutzen für Andere sieht, könnte meiner Meinung nach vielleicht mit dem Fehlen jeglichen Rohmaterials bei ihren Forschungsdaten zusammenhängen. Aus diesem Grund empfinde ich es auch als nicht überraschend, dass sich die besagte Forscherin keine Nachnutzung fremderhobener Daten vorstellen kann und die einzige meiner Forschungspartner*innen ist, die zum Zeitpunkt unserer Interviews absolut keinen Sinn in der Sekundärnutzung qualitativer Forschungsdaten sieht bzw. aus Angst vor „manipulierten“ Daten kein fremderhobenes Forschungsmaterial verwenden würde (vgl. ebd.).

Ist man sich der Charakteristika ethnographischer Daten bewusst, ist die Annahme, dass es in der Kultur- und Sozialanthropologie „reine“ Rohdaten gar nicht gibt und durch die Einbettung des/der Forscher*in im Feld ohnehin immer eine gewisse Interpretation mitschwingt, durchaus legitim. Dennoch vertrete ich die Meinung, dass ein gewisses Maß an „Neutralität“ oder „Intersubjektivität“ (um nicht den Begriff „Objektivität“ zu verwenden) für jede Forschung als erstrebenswert angesehen werden soll, unabhängig davon, ob ethnographische Daten generiert werden oder nicht. Mir ist klar, dass vor allem der Kultur- und Sozialanthropologie dahingehend eine Sonderstellung zukommt, aber aufgrund dessen auf das Generieren möglichst deskriptiver Daten zu verzichten und die eigene Meinung bereits zu Beginn miteinfließen zu lassen, erscheint mir übertrieben, bzw. denke ich, dass dadurch das Ansehen ethnographischer Forschung leiden könnte. Es erscheint mir wichtig, Aussagen von Forschungspartner*innen so festzuhalten, wie sie gemacht werden und die explizite Interpretation davon zu trennen, auch wenn dies in unserem Fach wahrscheinlich weniger möglich ist, als in anderen Disziplinen.

Während eine der beiden Ethnologinnen angibt, in Zukunft die Daten folgender Projekte bereitstellen zu wollen, jedoch bisher aufgrund eines fehlenden Zusatzes in der Einverständniserklärung nicht dazu in der Lage gewesen sei (vgl. Interview6), stellt sich heraus, dass das Einholen einer Forschungseinwilligung nicht von allen Doktorandinnen praktiziert wird und es eine Anthropologin ist, die als Einzige meiner Forschungsteilnehmer*innen auf eine Einverständniserklärung verzichtet hat. Auch dies ist für mich nicht wirklich überraschend, scheint das Einholen eines Einverständnisses der Forschungspartner*innen bei KSA-Studierenden nicht wirklich zur Forschungsrealität zu gehören. Sieht man von dieser Masterarbeit ab, liegt meine letzte Forschung mittlerweile beinahe 5 Jahre zurück und zumindest damals war das Einholen eines schriftlichen Einverständnisses eher eine Rarität und wurde auch in der Lehre nicht umfangreich diskutiert, auch wenn Forschungsteilnehmer*innen stets mündlich über die Parameter der Forschung und den Verbleib der Daten aufgeklärt wurden.

Dies kann möglicherweise damit zusammenhängen, dass ethische Reflexion in der Kultur- und Sozialanthropologie in einem viel höheren Ausmaß eine Selbstverständlichkeit darstellt, als dies wahrscheinlich bei anderen Fächern der Fall ist. Gegenseitiges Einverständnis ist vielleicht gewissermaßen so natürlich für uns, dass möglicherweise die Meinung existiert, dass es keines schriftlichen Vertrags bedarf.

Um repräsentative Aussagen über die Unterschiede zwischen den Sozialwissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen hinsichtlich ihres Umgangs mit Forschungsdaten zu treffen, sind sieben Interviews zu wenig Material. Dies war jedoch auch nie mein Ziel. Die Intention meiner Forschung war es, aufzuzeigen, wie in der qualitativen Sozialwissenschaft mit Forschungsdaten umgegangen wird und dabei vor allem auf die Kultur- und Sozialanthropologie und die Besonderheiten der ethnographischen Forschung einzugehen und dafür ist meiner Meinung nach ausreichend Datenmaterial vorhanden.

War meine Annahme zu Beginn noch, dass sich vor allem die Anthropolog*innen aufgrund der Charakteristika ethnographischer Daten von den anderen Sozialwissenschaftler*innen, die ebenfalls mit qualitativen Methoden arbeiten, abheben würden, scheint es jetzt so, als würde sich diese Behauptung nicht bestätigen. Auch die Kontaktaufnahme zu ihren Forschungsteilnehmer*innen gestaltete sich – aufgrund der hohen Sensibilität ihrer beiden Themen – ihren Angaben zufolge als besonders schwierig. Neben der komplizierten

Kontaktaufnahme ist wahrscheinlich auch die vergleichsweise sehr präzise Anonymisierungstechnik der Sensibilität ihrer Daten geschuldet, dennoch fällt auf, dass sich ausgerechnet diese beiden Forschenden sowohl am meisten Gedanken zur Anonymisierung, als auch zum Verbleib der Daten nach der Forschung gemacht haben. Diese Erkenntnis basiert jedoch nur auf der sehr kleinen Gruppe an Forschenden, die von mir befragt wurde und hat demnach keine allgemeingültige Aussagekraft.

Die Menge an von mir generiertem Material ist weiters jedoch ausreichend, um zumindest einen Überblick darüber zu bekommen, wie Nachwuchsforscher*innen mit ihren Daten umgehen und welche Herausforderungen in ihren Augen auf dem Gebiet der Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen/ethnographischen Daten existieren. Durch meine Forschung konnte ich zudem auch zeigen, wie derzeit die Einstellung zur Langzeitarchivierung von Daten ist, was in den Augen der Forschungscommunity die Vor- und Nachteile der Weiterverwendung fremderhobener Daten sind und welche Lösungen sich Doktorand*innen der Sozialwissenschaft vorstellen können, um eine nachhaltige Nutzung von Forschungsdaten bestmöglich voranzutreiben.

Reflexion

Bereits zu Beginn meiner Forschung war mir bewusst, in welcher privilegierten Situation ich mich befand, konnte ich doch durch meine Tätigkeit bei eda meine Arbeit mit der Forschung verbinden. War ich mir anfangs noch nicht sicher, worüber ich meine Masterarbeit schreiben sollte, tat sich mir gleich nach einigen Arbeitstagen im ethnographischen Datenarchiv ein Thema auf, das mich sehr interessierte und sich hervorragend für meine Forschung eignete. Ich konnte täglich mit Personen in einem harmonischen Umfeld zusammenarbeiten, die sich mit dem Gegenstand meiner Forschung beschäftigen und sich auskannten, hatte quasi keine Hürden beim Zugang ins Feld und es war mir weiters möglich auch noch Einblicke über die Thematik hinaus zu erhalten, sodass ich auch damit zusammenhängende Prozesse verstand und meinen Forschungsschwerpunkt von mehreren Seiten beleuchten konnte.

Dennoch hat sich mir im Forschungsprozess des Öfteren die Frage gestellt, ob es nicht auch einen Nachteil hat, so eng im Feld verwurzelt zu sein: War ich durch meine Arbeit vielleicht voreingenommen, wenn es um die qualitative Datenarchivierung bzw. Sekundärnutzung geht? Hatte ich mich vielleicht schon zu intensiv mit dem Thema beschäftigt? Wusste ich bereits zu viel über die Vorteile der Langzeitarchivierung, als dass ich mich komplett auf die Meinung meiner

Forschungsteilnehmer*innen einlassen oder mögliche gegenteilige Anschauungen akzeptieren konnte?

Die zweite Sorge, die ich hatte, hängt auch gewissermaßen mit meiner Stellung als Mitarbeiterin von eda zusammen: Da mir der Zugang zum Forschungsfeld erleichtert war und mir mein Forschungsthema und -partner*innen quasi auf dem Silbertablett serviert wurden, hatte ich das Gefühl, dass die Personen in meinem Umfeld viel von meiner Arbeit erwarteten. Diese Sorge betraf nicht nur Fachkolleg*innen, die womöglich auch an den Ergebnissen meiner Forschung interessiert waren, sondern auch einige Studienkolleg*innen der Meinung waren, dass es mir besonders leicht gemacht wurde. Unwillkürlich setzten mich solch große Erwartungen unter einen gewissen Druck.

Als ich dann jedoch damit begonnen hatte, mich intensiver mit meiner Forschung auseinanderzusetzen, mehr Zeit zu investieren und wirklich anzufangen, konnte ich erleichtert feststellen, dass es – trotz vieler Bedenken – funktionierte. Der Faktor, dass ich aufgrund der weltweiten Pandemie und diverser Einschränkungen mehr Zeit hatte, mich auf meinen Studienabschluss zu konzentrieren, stimmt in diesem Sinn wahrscheinlich, dennoch glaube ich, dass ich durch das längst fällige Niederschreiben des ersten Satzes meine sprichwörtliche „Angst vor der leeren Seite“ verloren hatte und von da an ging es auch mit meiner Motivation bergauf.

Bis zum eigentlichen Schreibprozess war es jedoch ein langer Weg. Seit den letzten Jahren gibt es neben englischer Werke auch viele Publikationen aus dem deutschsprachigen Raum zu diesem Thema und bald hatte ich eine lange Literaturliste, die stets anwuchs, da ich oft von einem Titel auf den nächsten verwiesen wurde. Der Rechercheprozess zog sich bei mir in die Länge und es dauerte lange, bis ich mich bereit dazu fühlte, meine empirische Forschung beginnen zu können. Dachte ich anfangs noch, Recherche, Forschung und das eigentliche Schreiben wären gewissermaßen voneinander unabhängige Abfolgen, habe ich schnell herausgefunden, dass es sich vielmehr um einen einzigen Prozess handelt: Es gibt keinen Zeitpunkt, zu dem man genug recherchiert oder genug geforscht hat, vielmehr gehen diese drei Abläufe ineinander über und beeinflussen sich stetig. Das Schreiben bzw. Korrigieren der Arbeit ist vielleicht der letzte Punkt in diesem Prozess, das bedeutet jedoch nicht, dass das Recherchieren und Forschen abgeschlossen ist.

Meine empirische Forschung fand während der ersten Phase der Corona-Pandemie statt und fiel somit auf eine Zeit, in der persönliche Kontakte unbedingt einzuschränken waren. Aus diesem Grund fanden meine Interviews mit einer Ausnahme alle über *Skype* statt. Dies war nicht geplant, hatte jedoch auch einige Vorteile, auf die ich in einem vorigen Kapitel schon eingegangen war:

Womöglich hat diese Situation auch die Bereitschaft meiner Gesprächspartner*innen beeinflusst, an meiner Forschung teilzunehmen: Eventuell war man in einer Zeit der beruflichen und persönlichen Einschränkung eher dazu bereit, einem Online-Interview zuzustimmen.

Was mich jedoch etwas nervös gemacht hat, hatte auch mit dem zeitlichen Abstand zu meiner letzten Datenerhebung zu tun. Mein letzter Feldaufenthalt liegt mittlerweile schon einige Jahre zurück, zudem hatte ich vorhin noch nie eine dermaßen große und wichtige Forschung durchgeführt. Aber ebenso wie ich beim Schreiben „Angst vor der leeren Seite“ empfand und der sprichwörtliche Stein erst nach dem Verfassen der ersten Seiten ins Rollen gekommen ist, war es beim Durchführen der Interviews: Mit jedem Gespräch wurde ich ein wenig entspannter, was zu einem großen Teil auch von der freundlichen und hilfsbereiten Art meiner Forschungspartner*innen abhing. Da die Doktorand*innen ja auf meine E-Mail hin antworteten und sich bei mir meldeten und nicht umgekehrt, konnte ich mir sicher sein, dass sie mir etwas zum Thema erzählen konnten bzw. mich bei meiner Forschung unterstützen wollten. Weiters konnte ich bei der Datenerhebung feststellen, dass meine Befürchtungen, meine mögliche Voreingenommenheit bzw. meine Erfahrungen mit eda könnten sich negativ auf meine Forschung auswirken, unbegründet waren, vielmehr hatte meine institutionelle Verortung einen positiven Effekt auf meine Forschungsteilnehmer*innen. Während der Interviews entstand schnell ein Austausch auf Augenhöhe, keiner versuchte das Gegenüber von seinen Anschauungen zu überzeugen, vielmehr haben wir uns gegenseitig von den Erfahrungen auf diesem Gebiet berichtet. Durch diese Gespräche habe ich vieles gelernt und konnte besser verstehen, was die Beweggründe für oder gegen eine Langzeitarchivierung bzw. Bereitstellung von Forschungsdaten aus Sicht von Nachwuchsforschenden sind bzw. wo die Universität anknüpfen könnte, um Veränderungen auf diesem Gebiet zu realisieren. Besonders positiv ist mir jedoch aufgefallen, dass nicht nur ich von den Gesprächen mit den Nachwuchsforschenden profitieren konnte, sondern dass dies zu einem gewissen Grad auch auf Gegenseitigkeit beruhte. Viele Forschungspartner*innen haben sich nach dem Interview bei mir bedankt und waren froh, ihre Erfahrungen und Meinungen mit jemanden zu teilen. Besonders jene Personen, die mit sensiblen Daten arbeiteten und sich mehr Unterstützung bei der Langzeitarchivierung vonseiten der Universität wünschten, wirkten irgendwie erleichtert, sich jemanden anvertrauen zu können. Weiters habe ich noch das Gefühl, dass ich Personen, die anfangs komplett gegen eine Bereitstellung bzw. Sekundärnutzung von qualitativen Forschungsdaten waren, eventuell sogar ein

bisschen zum Nachdenken über mögliche Vorteile anregen konnte. Es war nie meine Absicht, Personen von der Sinnhaftigkeit der Langzeitarchivierung zu überzeugen, dennoch hatte ich Gefühl, dass einige Forschende nach unserem Gespräch eine weitere Verwendung ihrer Daten nicht mehr ganz so rigoros ablehnten. Jene Interviewpartnerin, die sich eine Archivierung unter keinen Umständen vorstellen konnte, hat am Ende unseres Interviews angegeben, dass sie es sehr spannend fand mit mir dieses Gespräch zu führen und es interessant sei, mit jemanden darüber zu sprechen, der gewissermaßen Erfahrungen auf diesem Gebiet hat.

Durch meine Forschung konnte ich herausfinden, was die größten Herausforderungen in den Augen von Nachwuchsforscher*innen auf dem Gebiet der Archivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten sind, weshalb sie eine Bereitstellung ihrer Daten gutheißen bzw. ablehnen und was sich aus ihrer Sicht verändern müsste, damit eine nachhaltige Nutzung von qualitativen Forschungsdaten in Österreich funktionieren kann.

Ein Lösungsansatz, wenn es um technische und personelle Herausforderungen geht, ist der Einsatz von bestimmten Fachkräften, welche es mittlerweile bereits an der Universität Wien gibt. Um Forschende beim Forschungsdatenmanagement zu unterstützen, wurden in den letzten Jahren an manchen europäischen Universitäten *Data Stewards* etabliert, welche als Bindeglied zwischen Forschung, Technik und Serviceeinrichtungen fungieren und Forschende beim Umgang mit ihren Daten unterstützen sollen (vgl. Gänsdorfer, 2020: 3). Auch an österreichischen Forschungseinrichtungen werden *Data Stewards* derzeit ausgebildet. Die stetigen Entwicklungen auf diesem Gebiet zeigen die Relevanz und Aktualität dieses Themas auf und machen mich umso froher, mit dieser Masterarbeit eventuell einen kleinen Beitrag zu diesem wichtigen Forschungsgegenstand beitragen zu können.

Um eindeutige Aussagen bezüglich der Unterschiede zwischen ethnographisch forschenden Personen und andern Sozialwissenschaftler*innen zu machen, habe ich zu wenig Interviews durchgeführt. Dennoch glaube ich, dass ich durch diese Forschung einen Grundstein für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet legen konnte. Vielleicht sind die Erkenntnisse, auf denen die Aussagen in dieser Masterarbeit fußen, in irgendeiner Form nützlich für weitere Projekte der Universität Wien oder einschlägige Organisationen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Aber wenn auch nur eine Person in irgendeiner Form von meiner Forschung profitieren kann, auch wenn es nur ein*e Nachwuchsforscher*in oder Leser*in ist, der/die dank mir nun mehr Einblick in das Thema hat, betrachte ich mein Ziel als erfüllt und meine Forschung als geglückt.

Quellenverzeichnis

Literaturverzeichnis

- Anderson, Ben und Samuelle Carlson. 2007. What are Data? The many kinds of Data and their implication for Data re-use, in *Journal of Computer-Mediated Communication* 12(2). 635-651
- Backett-Milburn, Kathryn et al. 1998. The Data are Out there, or are They? Implications for Archiving and Revisiting Qualitative Data, in *Sociology* 1998, 32 (4). 733-745
- Ballsun-Stanton, Brian. 2012. *Asking About Data: Exploring Different Realities of Data via the Social Data Flow Network Methodology*. Dissertation der University of New South Wales, Sydney
- Bambey, Doris, et al. 2017. Potentiale der Sekundärforschung mit qualitativen Daten – ein Workshopbericht, in *Forschungsdaten Bildung informiert*, 9
- Blumesberger, Susanne et al. 2014. Data Management Plan: Eine Anleitung zur dauerhaften Sicherung von digitalen Beständen. Wien
- Breidenstein, Georg et al. 2013. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz
- Brown, Judith. 1996. *The I in Science: Training to Utilize Subjectivity in Research*. Oslo
- Carusi, Annamaria und Marina Jirotko. 2009. From data archive to ethical labyrinth, in *Qualitative Research* 9 (3). 285-298
- Cohn, Miriam. 2014. Teilnehmende Beobachtung, in C. Bischoff et al. (Hrsg.) *Methoden der Kulturanthropologie*, 71-85
- Corti, Louise et al. 2000. Confidentiality and Informed Consent: Issues of Consideration in the Preservation of and Provision of Access to Qualitative Data Archives in *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 2000, 1 (3). Art. 7
- Corti, Louise. 2018. 20 years of archiving and sharing qualitative data in the UK, in *RatSWD Working Paper Series* 2018 (267) Oktober. 14-25
- Eberhard, Igor und Wolfgang Kraus. 2018. Der Elefant im Raum. Ethnographisches Forschungsdatenmanagement als Herausforderung für Repositorien, in *Mitteilungen der VÖB: Repositorien in Österreich* 2018, 71 (1). 41-52
- Eberhard, Igor. 2019. Herausforderung ethnographische Daten: Erfahrungen und Ergebnisse aus dem Pilotprojekt Ethnographische Datenarchivierung an der Universität Wien, in *Künstliche Intelligenz in Bibliotheken*. Graz: 261-273
- Eberhard, Igor. 2020. Der Kontext bestimmt alles: Kontextdaten und Containerobjekte als Lösungsmöglichkeit für den Umgang mit sozialwissenschaftlichen qualitativen Daten. Erfahrungen aus dem Pilotprojekt „Ethnographische Datenarchivierung“ an der Universitätsbibliothek Wien in *ABI Technik* 2020, 40 (2). 169-176
- Eriksen, Thomas Hylland. 2010. *Small Places, Large Issues: An Introduction to Social and Cultural Anthropology*. London
- Ethnographisches Datenarchiv. 2019. *Pilotprojekt eda – Ethnographische Datenarchivierung: Abschlussbericht und Ausblick*. Wien.
- Deppe, Arvid. 2020. FAIR, CARE und mehr: Prinzipien für einen verantwortungsvollen Umgang mit Forschungsdaten , in *Historisches Erbe und zeitgemäße Informationsinfrastrukturen: Bibliotheken am Anfang des 21. Jahrhunderts*. Kassel
- Fielding, Nigel. 2000. The Shared Fate of Two Innovations in Qualitative Methodology: The Relationship of Qualitative Software and Secondary Analysis of Archived Qualitative Data in *Forum Qualitative Sozialforschung* 1(3), Art. 22
- Gänsdorfer, Nikos. 2020. Gespräche mit Data Stewards: Anforderungen, Kompetenzen, Aufgaben. Projekt FAIR Data Austrai, Arbeitspaket 5 „Porzessentwicklung, FDM-Training & -Support“. Universitätsbibliothek Wien .
- Grullon, Edicta. 2007. *Ethnographic Field Research Methods*. Masterarbeit am Rhode Island College
- Hahn, Hans-Peter et al. 2008. „Frankfurter Erklärung“ zur Ethik in der Ethnologie. Frankfurt am Main

- Harbeck, Mathias et al. 2018. Feldnotizen und Videomitschnitte. Zum Forschungsdatenmanagement qualitativer Daten am Beispiel der ethnologischen Fächer, in *o-bib. Das offene Bibliotheksjournal* 2018 5 (2). 123-141
- Heaton, Janet. 2004. *Reworking Qualitative Data*. London
- Helfferich, Cornelia (2005): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden
- Hollstein, Betina und Jörg Strübing. 2018. Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten, in *RatSWD Working Paper Series* 2018 (267). 1-13
- Hornbacher, Annette. 2015. Ethik als transkutlurelles Dilemma: Zum Spannungsverhältnis zwischen ethnologischem Relativismus und ethischer Normativität, in *Ethnoscripts: Ethnologie und Ethik* 2013 15 (2). 5-19
- Huber, Elisabeth. 2019. Affektive Dimension von Forschungsdaten, ihrer Nachnutzung und Verwaltung in *Working Paper SFB 1171 Affective Societies* 2019, 01.
- Imeri, Sabine. 2017. *Open Data? Zum Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern*. Berlin
- Imeri, Sabine. 2018. Archivierung und Verantwortung. Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten, in *RatSWD Working Paper Series* 2018 (267) Oktober. 69-79
- Kinder-Kurlanda, Katharina E. und Oliver Watteler. 2015. Anonymisierung und sicherer Umgang mit Forschungsdaten in der empirischen Sozialforschung, in *DuD – Datenschutz und Datensicherheit* 8. 515-519
- Kramreither, Birgit. 2021. Ethnographische Forschungsdaten – eine Verantwortung!, in *LIBREAS. Library Ideas* (40).
- Kraus, Wolfgang. 2022. Setting Up a Digital Archive for Ethnographic Data: Challenges, Strategies, Experiences in *University of Bayreuth African Studies Online: Frontiers in African Digital Research*. Universität Bayreuth, 2022
- Kutzschenbach, Gerhard von. 1982. *Feldforschung als subjektiver Prozess. Ein handlungstheoretischer Beitrag zu seiner Analyse und Systematisierung*. Berlin
- Kuschel, Linda. 2018. Wem gehören Forschungsdaten, in *Forschung & Lehre* 25 (9). 764-766
- Maddox, Alexia. 2020. Doing Online Interviews, in *Doing Fieldwork In A Pandemic*. Sydney
- Mauthner, Natascha et al. 1998. The data are out there, or are they? Implication for archiving and revisiting qualitative data, in *Sociology* 32 (4), 733-745.
- Medjedovic, Irena. 2008. Sekundäranalyse qualitativer Interviewdaten - Problemkreise und offene Fragen einer neuen Forschungsstrategie in *Historical Social Research* 2008, 33 (3). 193-216.
- Medjedovic, Irena und Andreas Witzel. 2010. *Wiederverwendung qualitativer Daten. Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewtranskripte*. Wiesbaden.
- Meier zu Verl, Christian und Christian Meyer. 2018. Probleme der Archivierung und sekundären Nutzung ethnografischer Daten, in *RatSWD Working Paper Series* 2018 (267) Oktober. 80-90
- Moderlak, Tom. 2016. *Intersubjektivität als Philosophisch-Anthropologische Kategorie. Arnold Gehlen und Michael Tomasello*. Frankfurt
- Mosconi, Gaia et al. 2019. Three Gaps in Opening Science in *Computer Supported Cooperative Work (CSCW)* 2019, 28 (3). 749-789
- Mruck, Katja. 2005. Providing (online) Resources and Services for Qualitative Researchers: Challenges and Potentials, in *Forum Qualitative Sozialforschung* 6(2), Art. 38
- Savage, Mike. 2005. Revisiting Classic Qualitative Studies, in *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 2005, 6 (1). Art. 31
- Schlehe, Judith. 2020. Qualitative ethnographische Interviews, in Bettina Beer und Annika König (Hg.) *Methoden ethnologischer Feldforschung*. 91-113

Scholz, Frank et al. 2016. *Open Access und Forschungsdaten*, in Andreas Degkwitz (Hg.) *Bibliothek der Zukunft, Zukunft der Bibliothek. Festschrift für Elmar Mittler*. 156-164

Smioski, Andrea. 2011. Wegweiser qualitative Datenarchivierung – Infrastruktur, Datenakquise, Dokumentation und Weitergabe, in *SWS-Rundschau* 2011, 51. Jg. (2). 219-238

Smioski, Andrea. 2012. *Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Daten*. Dissertation an der Universität Wien

Strickert, Moritz. 2020. *Spezifika und Herausforderungen qualitativer Daten im Forschungsdatenmanagement*. Abschlussarbeit der Humboldt-Universität zu Berlin

Thomas, Stefan. 2019. *Ethnografie – Eine Einführung*. Wiesbaden

Van den Berg, Harry. 2005. Reanalyzing Qualitative Interviews From Different Angles: The Risk of Decontextualization and Other Problems of Sharing Qualitative Data, in *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 2005, 6 (1). Art. 30

Wilkinson, Mark et al. 2016. The FAIR Guiding Principles for Scientific Data Management and Stewardship, in *Scientific Data* 3, 160018

Onlineverzeichnis

BDSG

Intersoft Consulting. o. J. §14 NDSG Begriffsbestimmungen. <https://dsgvo-gesetz.de/ndsg/24-ndsg/> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

blended learning KSA

Kraus, Wolfgang und Matthias Reitter. 2020. 1.3 Methoden: Wie gelangt Kultur- und Sozialanthropologie zu ihrem Wissen? https://maas.phaidra.org/eksa/index.php/Was_ist_Kultur-_und_Sozialanthropologie/Methoden_Wie_gelangt_Kultur-_und_Sozialanthropologie_zu_wissen#1.3.2_Teilnehmende_Beobachtung (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023).

CESSDA

Consortium of European Social Science Data Archives . <https://www.cessda.eu> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

derstandard.at

red. 2021. Fehler bei Backup: Universität verliert 77 Terabyte Forschungsdaten, in *Der Standard*, 31.12.2021. <https://www.derstandard.at/story/2000132254283/fehler-bei-backup-universitaet-verliert-77-terabyte-forschungsdaten?ref=artwh> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

DSGVO

wko.at:

Wirtschaftskammer Österreich. 2023. *EU-Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO): Wichtige Begriffsbestimmungen*. <https://www.wko.at/service/wirtschaftsrecht-gewerberecht/EU-Datenschutz-Grundverordnung:-Wichtige-Begriffsbestimmu.html> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

PHAIDRA Policy

Universität Wien. o.J. *Policy von Phaidra*. <https://datamanagement.univie.ac.at/ueber-phaidra-services/policy-von-phaidra/> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

eda

Eberhard, Igor. 2023. *Ethnographisches Datenarchiv* <https://eda.univie.ac.at/> (zuletzt aufgerufen am 22.5.2023)

Studienpräses

Büro Studienpräses. 2018. *Mustertext Zustimmungserklärung/Datenschutzmitteilung*. <https://studienpraeses.univie.ac.at/infos-zum-studienrecht/wissenschaftliche-arbeiten/datenschutz-in-der-sozialwissenschaft> (zuletzt aufgerufen am 24.4.2023)

Abstract Deutsch

Während man bis dato vor allem Daten aus der quantitativen Forschung archiviert und nachnutzbar gemacht hat, wurde in den vergangenen Jahren in Wissenschaftskreisen vermehrt über die Langzeitarchivierung und Sekundärnutzung von qualitativen Daten diskutiert.

Das Generieren von Forschungsdaten in qualitativen Wissenschaften unterscheidet sich durch den intersubjektiven Forschungscharakter maßgeblich vom Forschen in quantitativen Fächern: Vor allem die Kultur- und Sozialanthropologie nimmt durch die enge Zusammenarbeit zwischen Forschenden und Beforschten und die große Kontextgebundenheit der Daten eine Sonderstellung ein.

In dieser Arbeit wird sowohl ein kurzer Überblick über die Besonderheiten der qualitativen und ethnographischen Forschung, als auch über bisherige Entwicklungen auf dem Gebiet der qualitativen Langzeitarchivierung gegeben, um weiters anhand von Teilnehmender Beobachtung und dem Durchführen von qualitativen Interviews dem Umgang von Nachwuchsforscher*innen mit ihren Forschungsdaten aufzuzeigen. Anhand dessen soll sichtbar gemacht werden, welche Einstellung Doktoratsstudierende der sozialwissenschaftlichen Fakultät zum Archivieren und Weiterverwenden von qualitativen Forschungsdaten haben, mit welchen Herausforderungen sie sich konfrontiert sehen und welche möglichen Lösungsansätze es dafür in ihren Augen gibt.

Schlüsselwörter: qualitative Forschungsdaten, Ethnographie, Langzeitarchivierung, Sekundärnutzung, Herausforderungen

Abstract Englisch

Up to now more data from quantitative research has been archived and made reusable, whereas in recent years there has been increasing discussion in the scientific community about the long-term archiving and secondary use of qualitative data. The generation of qualitative research data differs significantly from research in quantitative disciplines due to the intersubjective nature of the research: Cultural and social anthropology in particular holds a special position due to the close collaboration between researchers and researched persons and the sensitivity of the context. In this paper, a short overview of the specifics of qualitative and ethnographic research as well as of previous developments in the field of qualitative long-term archiving will be given. Furthermore, participant observation and qualitative interviews will be used to show how young researchers deal with their research data. On the basis of this, the attitude of PhD-students of the Faculty of Social Sciences towards archiving and reusing qualitative research data will be made visible. It will show the challenges they are confronted with and propose possible solutions.

Keywords: qualitative research data, ethnography, long-term archiving, secondary use, challenges